

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 58

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Otto zur Linde Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von
Rolf Stolz



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 58

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
von Walter Gödden

Band 58

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2016 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1171-6
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

AUS DER LYRIK

Eines Lebens Werk

Eines Lebens Werk ...	9
Unter meinem Leben	11
Laß uns sitzen stumm ...	12
Fest am Henkel hängt ...	13

Satirisches

Kommt zu meinem Puppenkasten ...	14
Süße Faulheit! Auf tragem Sopha ...	15
Jenyns Lästerepitaph auf Dr. Samuel Johnson	16
Gebet in der Verzweiflung	17
Das ist des Lehrlings größte Gefahr ...	17
Bleibt mir vom Halse fein ...	18
In schwülen Sommernächten ...	18
Sie singen von zarter Frauenhand ...	19
Interpunktions-Lyrik	21

Zeiten des Krieges

Zeit	22
Einem Volk vorlügen, daß es ...	23
Herbstsonne. Wolken. Die Birke ...	24
Totenparade	26
Und einmal wird kein Morden sein	27
Eisern schreitet mitleidlose Zeit	29

Die Stadt nachts und tags

Park Witzleben	30
Festliche Illumination und langsam flutende Volksmenge	32
Nachtstraße	34

An der Bismarckstraße	35
(Vorstadt) Dies ist Wetter ...	37
So rote Dunkelglut des Sichelmonds ...	38
Des Sommers Mattglanznacht ist trüb ...	39
Im hohen Haus der Stadt ...	40
Blumen, Wälder und Liebe	
Die Sonne geht mit goldnen Füßen ...	41
Unentschiedenes Abendgewitter	43
Grau bläst der Wind ...	44
Amarylle	45
Frau im losen Haar entsteigst du ...	46
Hinterm Schilf steh ich ...	48
Waldauge	50
Mitten wir im Leben	
Wenn du verlassen bist ...	52
Meine Welt, die ich gebaut ...	54
Wartenot und müdes Tun ...	55
Schlafwandelnde Verdrossenheit ...	56
Zielwärts	57
Nun wart ich schon so lang ...	60
Tu von uns ab die Tücher ...	61
Am Himmel steht ein Stern ...	63
Der Wanderer	65
Mitten wir im Leben sind ...	67
Seele und Tod	68
Den Tag erwartend	69
Und ich	71
Die Welt wird grün ...	72
Du Haus im dunklen Laube ...	73
Welt aus dem Innern	
Mißlungnes, das du wegwirfst	76

Philosophus Hanswurst, der Weise ...	77
Das Werk	78
Der Mensch ist allwissend	80
Werden wir nicht alt genug	81
Uhrmacherladen	83
Reziprok	85
Hölzerne Säule	87
Fernrer Sterne milde Auferstehung	
So hält das Leben ...	88
Gebet	89
Der Mond steht hinter meinem Haus ...	91
Der Mond ging unter ...	92
Meine Seele ist Sehnsucht	93
Beschwörung	95
Der gotische Dom	97
Urvision	99
Christus und die Moira VII	100
Der Zug der Toten	101
Der Wind bläst ...	104
Sargdeckel	106
Wohl schreitet die Sehnsucht ...	107
Lied im Kahn	108
AUS DER PROSA	
Pro Domo	109
Ästhetik	110
Gehalt	111
Humor	112
Kraft und Kultur	113
Etwas über Selbstbiographie und ihren Wert	116
Der Mythos	121

AUS DEN BRIEFEN	
An Fritz Henning (25.8.1912)	127
An Karl Röttger (16.7.1915)	128
An Elise Gies (18.10.1923)	131
An Elise Gies (14.7.1924)	132
An Hans Wink (30.4.1925)	132
An Karl Albin Bohacek (13.12.1925)	133
Nachwort	134
Bibliografie	149
Zur Textgestalt / Textnachweise	151

AUS DER LYRIK
EINES LEBENS WERK

Eines Lebens Werk
Ist so langsam aufgebaut,
Bis es steht vor euren Augen.

Es sind Zeiten,
Da ruht das Wachsen eines Werks,
Das sind schwere, herzsichere Zeiten der Ungeduld.

Dann ist dein Arbeiten am Werk
Ein Nichtweggehen,
Das ist wie Meerfahrers Warten auf das Aufstehen des
Winds.

Das ist allerschwerst gelernt:
Nicht das Geduldigsein, nicht die Treue,
Sondern sein Herz frisch erhalten, und nicht mutlos sein.

Und zu wissen:
Nicht eingeschlafen ist dein Werk,
Auch kann ich nicht erzwingen die tote Zeit,
Schneller zu fließen, nicht erzwingen, was noch nicht da.

Aber auf dem still liegenden Schiff
Singen von Wind und schneller Fahrt,
Ist über Kraft und Seele.

Ein Werk,
Ein Werk eines Lebens ...
Wenn ich tot bin, liegt es vor euch ausgebreitet.

Ihr lest wohl nicht meine Wüstenjahre,
Meine Tage nicht, da ich stumpf, besiegt, am Boden lag,
Mein Quälen nicht, wann ich grübelte,
Ob je das Ende meines Tuns kröne mein Werk.

Es ist ein tapferes Leben
So trostlos doch oft,
Des Lebens Schauspiel ist
Ein wenig länger als die Akte eines Theaterabends.

Wer trostlos sitzt
Vor der Bühne seines Lebens,
Wann leer die Kulissen jedes Geschehns,
Der weiß das,
Der weiß das, wie langsam das Leben
Seine Trauerspiele dichtet,
Und seine komischen Helden
Setzt in ein leeres Parterre voll Stühle,
Und auf den Brettern knabbert eine langsame Maus.

Unter meinem Leben

Unter meinem Leben, was ist zugedeckt?
Was schläft nie? Was ist, das mich weckt
Kurz, wie heimlich aufgetan, das mich schreckt

Tief, bis endlos unter mich. Dann schnell geschlossen
Liegt stumm der Abgrund, ein Meer, fortgeflossen.
Leer ein Zwischenraum, keine Leiter und Sprossen

Führen hinab und unter ihn. Um und über mich ist Welt,
Die mich auf Fläche und flatternden Flügeln hält,
Daß mein Leben nicht zwischen die Sterne fällt.

Dies ist nicht gefangen, dies ist nicht frei.
Dies ist eines verfliegenen Vogels Schrei,
Ein Segel, verschollen, fragt: wo ein Land sei.

Eine Sonne stürzt und ist ein Stern im Schweben,
Jedem Licht in der Nacht ist ein Leuchter gegeben.
Auf welchem Docht und Ölbassin verbrennt mein Leben?

Laß uns sitzen stumm
An den Toren der Nacht.
Es steht der dunkle Wald
Bis hart an das Gitter,
Er belagert das kleine »Licht
Aus den Fenstern der Nacht« -
Wenn ein einsamer Wanderer die Straße zieht,
Laß uns still sitzen,
Daß er vorüber zieht
An den Toren der Nacht
Und finde aus dem Wald --
Es ist schweigend bang,
Und nicht heimelnd zu rufen;
Denn hinter tausend Bäumen
Lauert ein furchtsames Echo --
Laß uns sitzen stumm
An den Toren der Nacht.
Oh beuge dein Haupt
Unterm hohen Himmel.

Fest am Henkel hängt mir die Laterne –
Hoch am schwarzen Himmel wandern keine Sterne –
Ganz versoffen ist der Wald in schwarzer Finsternis.

Grauenvoller Fisch, der schwimmt im Wald –
Um mich ist keine Ferne, Nähe, keine Gestalt,
Starre Wasser der Finsternis

Und sich grabend hindurch
Der Schein der Laterne,
Die ungeheure feuerfarbne Motte.

Keinem Tier, keinem Gotte
Ist ein Kompaß im Wald,
Wenn lautlos das Grausen an dem Lichtrand widerhallt.

SATIRISCHES

Kommt zu meinem Puppenkasten, Mann und Kind und
Weib,
Setzt euch, legt euch, geht und steht, und schaut zum
Zeitvertreib.
Lacht und weint, und lobt und schimpft, und habt das
letzte Wort,
Nur werft nicht meinen Kasten um, und geht nicht
vorher fort.
Fünf Stück, zehn Stück, zwölf Personen, Prosa und
Gedicht,
Jede kommt, und jede geht, tanzt, springt, singt und
spricht,
Baß, Tenor und Ventriloq; Herrschaft, mit Vergunst,
Groß ist meiner Puppen Zahl, größer meine Kunst.
Weinkomödie, Lachkomödie, Vorspiel, Zwischenstück,
Die Tugend siegt, der Teufel flucht, das Laster bricht's
Genick.
Schwert und Knüppel, Kreuz und Krone, alles
umeinand',
Und wenn ihr erst den Anfang seht, ist euch der
Schluß bekannt.
Schloß und Hütte, Schlachtfeld, Wirtshaus, alles
drunter, drüber,
Pulver, Eisen, Prügel, Küsse, Bückling, Nasenstüber.
Himmel, Hölle, Beten, Fluchen, Saufen, Sang und Tanz,
Pferdehuf und Engelsflügel, Sarg und Myrthenkranz.
Zauberstab und Zaubermantel, Tarnkapp,
Glücksgaloschen –
Kommt zu meinem Puppenkasten, à Person 'nen
Groschen.

Süße Faulheit!
Auf tragem Sopha
Behaglich zu liegen. Lang ausgestreckt
Die stakigen Beine. Es gähnen
Die Filzpantoffeln, die dickgeblühten,
Und schauen schläfrig
Aus roten und blauen Augen mich an.
Im Munde die Pfeife schnörgelt und schnarcht
Und bläst aus rundem Nasenloch
Asthmatisch
Bläulich ringelnden Rauch auf.
Und draußen rauscht der Regen hernieder,
Und seine Melodie
Ein monotoner Singsang.
Er singt eine Strophe,
Die einzige Strophe des Liedes,
Lang und breit und faul.
Der Regen hat's gut! Gar keine Arbeit.
Immer nur fallen ist sein Geschäft.
Langweilig vielleicht,
Langweilig, aber bequem
Und schläfernd.
Immer nur fallen lassen was runter will –
Und aus dem Munde rutscht mir die Pfeife
Und rutscht und fällt.
Mag sie fallen. Ach ja,
Das olle Dichten. Die Verse
Torkeln im Schlaf
Und gähnen
Uah!
Wart ein Weilchen, dann ...

Eintönig rauscht der Regen,
Und auf dem Sopha der lange Laban
Schläft und schnarcht.

Jenyns Lästerepitaph auf Dr. Samuel Johnson

Hier liegt begraben Dr. Johnson. Lieber
Ich bitte dich, gehst du am Grab vorüber,
Mit Vorsicht hebe deinen Fuß, tritt sacht,
Daß nicht aus seinem Schlaf der Bär erwacht.
Der Doktor war ein frommer Mann und gut,
Moralisch war er, und voll Edelmut,
Doch leider auch ein wenig selbstgenügsam.
Und eitel war er, ruppig, garnicht fügsam
Im Streite; kannte keine Anstandsregel –
Ein Xrist und ein Gelehrter und – ein Flegel.
Und wollt ihr etwas wissen über ihn,
Sei's Lustigkeit, sei's melanchol'scher Spleen,
Und Weisheit, Narrheit, Thaten, Worte,
Bei Boswell, Thrale seid ihr am rechten Orte,
Den Kleinkramhändlern seiner Geistprodukte;
Dort find't ihr, wie er schrieb, sprach, rülpste, spuckte.

Gebet in der Verzweiflung

Mitleidiger Gott,
Gerechter Gott,
Allmächt'ger Gott,
Erbarme dich unser Herr Zebaoth
Und hilf uns in unser hunds jämmerlichen Not
Und schlage die Herren Poseure tot.
Alle tot,
Ganz mausetot
Herr Gott!!!

*

Das ist des Lehrlings größte Gefahr:
Das rhythmisch melodische Versgewimmel,
Des Reimes faszinierend Gebimmel.
Ihm kam ein Gedanke vollwichtig und klar,
Der gut für gute Prosa war –
Der Unglücksmensch ist nicht zufrieden,
Muß Reime klimpern und Verse schmieden
Und Assonanz Alliteration
Rumdada-Tschingdadasuggestion,
Die rennt mit dem guten Gedanken davon.

Bleibt mir vom Halse fein, Ihr schlabbersüßen Wichte,
Und schleckt mit Inbrunst Eure Schlickerschleckgedichte.

Hängt immer nur in Eure Töchterschulpoetik
Den wollnen Faden Eurer Riewelgarnästhetik,
Bis Klümpchen süß an Klümpchen süß sich pappt und klebt.

Und wenn ihr aus dem Sud den großen Klumpen hebt,
Nennt immer nur das Rübenzeug ein süß Gedicht.
Süß ist es schon, doch meiner Zunge schmeckt es nicht.

Ihr Versevetteln! Freßt den alten Jungfernschleck
Und regelt, raspelt, reimt,
Bis Euch die Zunge schleimt
Und Eure Zähne faulen vom süßen Lutschedreck.

*

In schwülen Sommernächten sünd'ger Jugend
Ein junges Paar im Weizenfeld –
Es schläft ringsum die ganze Welt,
Kein sterblich Auge hat's gesehen,
Was da im Weizenfeld geschehen.

Doch ach! zur Winterzeit, mit frost'ger Tugend
Hinter des Himmelbetts Gardinen
Liegen Zwei mit sauren Mienen.
Und ob auch keiner zugesehen –
Sei unbesorgt, 's ist nichts geschehen.

Sie singen von zarter Frauenhand,
In welche sie ihren neuesten Band
Süßer Gedichte legen.
Es ist die Hand der Frau Bankier,
Der schainen Dichtkunst faine Fee
Von Mode und Büll-Dung wegen.
Der dicken Frau Muse asthmatisches Herz
Wie sanft gekitzelt vom schmachttenden Schmerz
Und warmen Thränenregen.

Und drückt ihr die Sentimentalität
Und die fette Gänseleberpastet
Den überfreßnen Magen,
Wenn pflichtvergeßen im Bette schlief
Der fette Gemahl – als Laxativ
Schleckt sie die süßen Klagen.
Für die sinnliche Liebe des ehlichen Schatz
Sind ihr ein *faute de mieux* Ersatz
Das sinnige Singen und Sagen.

Und morgens im schweißigen Negligé
Empfängt ihren Hofstaat die Frau Bankier
Und lobt die süßen Gedichter.
Und abends kommt in Locken und Frack
Und frißt sich satt und lobt – das Pack! –
Die nährenden Tafelgerichter.
Und als Entgelt für Trank und Speis'
Singt der dicken Frau Muse Preis
Das hungrige Versgelichter.

Sie singen von zarter Frauenhand
Und präsentieren den neuen Band,
Der die Wirtin kareßieret.
»Die Hand« reicht ihnen lächelnd und zart

Eine knusprige fette Gänseschwart
Und weißen Kohl forcieret.
Das ist der poetische Augenblick,
Wenn die Hand mit Fingerlein kurz und dick
Den saft'gen Vogel tranchieret.

Interpunktions-Lyrik

Halbdunkel!
Noch kann ich nichts sehen.
Macht das der gestrige
Rausch?
Oder –
?
!

–
Ich weiß es nicht
Ich stehe auf, wasche mich und . . .
Dann trinke ich Kaffee
Kaffee! Kaffee! Kaffee!
Kaffee mit Rum
Mit Rum, Rum, Rum,
Rum!
Rum!!
Rum!!!

Da klopft es
..... einmal
..... noch einmal
..... noch einmal
Düstre Ahnung – – – – –
» « : () [] , ; . – || · ! ?
? ! · || – . ; , [] () : » «

ZEITEN DES KRIEGES

Zeit

Das »Stahlbad«. Dieser WAHN
War WUNSCH auch, MIMIKRY
Der Generalsgehirne, an die Echtheit
Glaubten sie, solche die edle Herzen waren.

Es war Selbsthypnose, innerliche
Rechtfertigung, sie wollten einen »Sinn«
Hineinsehn in die Vorbereitung
Des Mordens und sie wollten

Den Mord als Schicksal und als Größe sehn.
Wohl einige haben »erkannt« und daraus
Gelernt, und dann gesucht, was sie »gemeint«
Hatten, und wir andern auch; und wir und sie

Wollen nun »wissen«, was »nach vorn« liegt –
Ach hinter uns liegt Selbsthypnose,
Lehrersuperklugheit, und das Nachschwätzen,
Und das ganz dumme, dumme Bilderbuch

Der falsch verwandelten Geschichte
Der Menschheit. Als wenn Registriergehirne
Im Irrenhaus aufschrieben das Geschehn
Und wollten das dann eine Welthistorie nennen

Und einen »Sinn« hineinsehn; irre Augen
Der Schulmeister aller Zeiten sahen so.
Die Weltgeschichte ist ein Spuk,
Das »tiefer« Wirkliche sehn nur Erwachte.

Einem Volk vorlügen, daß es Sieger ist,
Und dann nicht Frieden machen, dieses Volk
Glaubt sich mißbraucht, und wenn es dann
Sich nicht mehr schlachten läßt, das dann

Eine Revolution zu nennen, ist der WAHN
Sowohl des Volks wie seiner Führer.
War je wohl Umsturz echt? Die MIMIKRY
»Glaubte« wohl. Die Rachsucht der Gestürzten

Haßte wohl. Sodaß ein Archaismus
Und Mimikry die Pendelschlagdistanz
Messen nach rechts und links. Doch niemand lernt,
Daß nur Spiralweg weiterführt. Die ACHSE

Alles Geschichtsgeschehns erahnen wir
Nach tausend Jahren immer noch nicht. Denn wir
Wähnen uns Wellenschaum und wissen nicht,
Wie tief die Wurzel unsres Wellenberges liegt.

Herbstsonne. Wolken. Die Birke
Biegt sich im böigen Wind.
Durch dünneres Baumlaubgewirke
Kühleres Sonnenlicht rinnt.

Levkoyen und Astern im Strauße
Duften nicht. Und Amaryll
Und letzte Geranien vorm Hause
Blühen so herbstspät und still.

So schweigend gegen den Tod hin –
Die Trauben blaun am Balkon.
Eine Krähe krächzt, warnende Botin
Des Winters, der wartet schon.

Soll nun das Würgen des Jahres
Wieder in Winter gehn?
Herbstsommer, Herbstwinter schon war es,
Wir sahen kein Ostern aufstehn.

Der Sommer ging, und die Nacht sank,
Der Tag kam und der Tod.
Wir waren des Blühens unachtsam,
Und des Singens war uns nicht not.

Wohl hörten wir Lieder von Lippen
So rot, die sind nun bleich:
Kerzen und Christkinderkrippen,
Und ein Schneefeld schmerzenreich.

Und ein Acker mit blutroten Raden,
Und ein Feldrain mit Knabenkraut;
Tausend tote Soldaten
Hat jeder Tag geschaut.

Tausend im Tag und im Volke,
Wie lang, oh wie lang ist ein Jahr!
Über der Welt eine blutrote Wolke,
Überm Feld eine Aaskrähenschar.

Und ein Kreuz am Himmel, das weitet
Seine Arme nach Ost und nach West,
Darunter aber schreitet
Der Krieg, der Tod, die Pest.

Totenparade

Zu vieren links schwenkt, marsch! Die Toten
Marschieren, fünfhunderttausend Reihen –
Wißt ihr, wie viel das sind? Der lange
Vorbeimarsch? Wieviel Kilometer?
Berlin zum Rhein, auf grader Straße,
Setz dich ins Auto, flitz vorüber,
Stunde um Stunde die stumme Kolonne
Steht und stiert, die Toten sind langsam,
Der Mond legt ihre langen Schatten
Mitten auf die Straße, hastig
Rattern deines Autos Räder
Über die lautlosen Leiberswellen,
Das rechte Rad fährt ihnen den Kopf ab.
General! Deutschland ist kleiner. Man soll noch
Ostwärts legen die Hungerleichen
Berlin zur Weichsel. Aber das werden
Nicht leiden die Polen, Deutschland ist kleiner
Und hat nicht Platz für die Totenparade
Quer durchs Reich. Der Mond in Polen
Leuchtet bis Danzig. Die Straßburger Sonne
Geht strahlend in Frankreich auf. General! Wo ist
Deutschland?

Die Toten liegen in ihren Gräbern –
Deutschland, Deutschland ist ausgestrichen
Aus der Rangliste der Reiche. Der Rest ist
Ratlos ein Zwischenland zwischen den Völkern,
Eine Geographie und keine Geschichte.
Eine große Leiche, Völkerdünger,
Nach tausend Jahren eine Sage,
Verschollen, was sich rettete
Dann (wie die Juden) ... ein Gespenst?

Und einmal wird kein Morden sein

1.

Und einmal wieder wird kein Morden sein,
Und Deutschlands großes Friedensreich ist aufgerichtet.
Was jetzt wird, einmal wirts geworden sein;
Wohl anders als es Traum und Trauer uns gedichtet.

Aus Tod und Wunden wird ein Geist erstehn
Wie nach Begräbniß oder Krankheit in dem Einzelhaus.
Wir werdens herdenhaft vervielfacht sehn,
Da sieht es etwas anders und auch etwas ärger aus.

Vor allem: Schlechtes zeigt sich massenhafter –
Doch daß Entzündung überschlug zur Flamme, ist
Nicht zu befürchten, auch nicht zu erhoffen; rassenhafter
Macht nie der Krieg die Herde; verlogne, ausgesogne
Amme ist

Das Ideal der Schule. Mimikry. Und Milchersatz
Statt einer Mutterbrust. Statt Liebe oder Zorn
[Noch menschlich heilig oder massenwühlend] einen
Phrasenschatz
Ledern, papieren, der fließt aus keinem Blut und keinem
Herzensborn.

Was ist die Ursach? Herde. Sklaventum der Herzen und
der Köpfe.
In aller Erdgeschichte war der Krieg wohl selten
Der Traum der Großen, nie die Tat der Massen. Töpfe
Zerbrachen wohl, Hütten verbrannten, Todschreie gellten –

Nach Tagen oder Jahren räumen Sklaven den Schutt fort.
Im besten: eine vergrößerte, vergrößerte Kirchweih-
schlägerei,
Im schlechtesten: eine Gaswolke und Eisenregen;
körperlicher Mut dort,
Dumpfe Wut hier, dann abgebrüht, Wiederaufschrei, dann
der alte, abgestandne Urbrei.

In die Schlacht ein Sklav, ficht wohl tapfer und brav,
Oder trollt so mit, oder verkriecht sich feig –
Das Gewitter vergrollt, aus der Schlacht trollt ein Sklav.
Was ist geknetet am großen Teig?

Am großen Teig! Was und wer ist das Gärende,
Wo ist das Zukunft Gebärende?
Welche Geburt? Wann er aufgegangen, gar und weich,
Liegt auf dem Tisch und Brett ... der große Teig.

2.

Die Frage der Verdaulichkeit. Mehlsuppe oder Kuchen.
Hart Brot stipp ein. Ist das der Rest:
Wie Masse sich verbacken läßt?
Dann brauchst du bloß den Koch zu suchen.

Dann frag du bloß der »Herrn« Geschmack,
Pastor und Künstler klauben die Rosinen –
Die Krumen tu in Bettelsack,
Laß Pädagogen auch ihr täglich Brot verdienen.

Und rühr die große Kelle um
In Menschheits großer Bütte –
Und such dir deine Stelle um
Altar, Palast und Hütte.

Eisern schreitet mitleidlose Zeit

Eisern schreitet mitleidlose Zeit
Über weltenweites Leid -
Ob du eifernd mit ihr gehst,
Ob du erschreckt beiseite stehst.
Jeder Uhrschlag graunvoll klingt,
Daß ein Leben tot hinsinkt,
Daß ein Leib zerfetzt daliegt,
Daß der Tod aus Rohren fliegt
Oder zwischen den Reihen reißt
Leiber in Stücken, oder kreist
Höhnisch hoch, die Bombe fällt -
Wo ist nun ein Platz in der Welt,
Der der Zeit entgegenhält
Einen Schild? Es ist kein Halt,
Oh du deine Hände falt,
Sitz du stumm, es hallt die schlimme
Mitleidlose Donnerstimme
Durch die Welt: »Ich will verderben
Saat und Sehnsucht; es soll Sterben
Ächzend umgehn; bis die Wolke
Überm Land und überm Volke
Ihr Verderben ganz ausgoß,
Und ein Meer von Blut voll floß.«

DIE STADT NACHTS UND TAGS

Park Witzleben

Da wollte die Stadt aus ihren ungezählten Häusern
Eine Vorstadt entsenden und gingen Straßen viel
Hinaus vors Tor und den Ring der äußersten Häuser
Bis in den gerodeten Wald. Und legten sich die Straßen

Da kreuz und quer hindurch und um den Teich herum.
Und lange Doppelreihn marschierten von weißen Laternen
Auf langen Pfählen und durchschlangen die Nacht
Wie eine Zaubernacht der Lichterweihnacht,
Oh hier sind Lichter gepflanzt wie ein schön
durchholzter Park.

Streifen im See sind wie silbernes Wasserbad
Und Pfad und Fahmentuch der schweigsamen Flut.
Am Rand der Stadt aus tausend getürmten Fenstern
Erglimmt eine Lichterburg wie Berglehnen,
Wie umzauberte Lampions der Außennacht.
Und hoch an die Himmelsdecke wirft aus Innenschooß
Die Stadt ihr gesammeltes Glühen als einen Schein
Der Wolkenfärbung, leichtrot in der schwarzen Nacht.
Da hier außen vor der großen Stadt
Bin ich selig gewandelt in verzücktem Lichtersterwald.

Ganz vor mir zog in das ferne, dunkle Land
Ein Bahnzug gradaus, wie eine schuppenglühende
Schlange,
Wie Schild an Schild aus Gold, ein Feuersalamander,
Der sich lang und grad streckt, dann entschwand der Zug.

Oh zu wandeln durch die zahllosen Lichter,
Die wie Sterne nah am Haupt mir doch so einzeln
jeder stehn,

Und so Schmuck der schwarzen Nacht sind wie auf
 Samt die Perlen!
 Hier ist ein Fest, eine besäte Wundernacht –
 Das wird anders sein, wenn die Häuser der Stadt
 Nun alle anmarschieren und einziehen, dann wird voll der
 ganze Park.
 Dann wird es sein wie Alldruck, und dann wie
 eingedämmt,
 Und hochumbaut und wird kein Platz mehr sein.
 Dann ist der Lichte Nächtezier ein Frohnen im Gebrauch,
 Dann bin ich müd geworden und so zwergeklein,
 Dann muß ich schleichen zu der Haustür und mich
 kriechen ins Gemach.
 Oh grausam ist die Stadt und drückend Gefängnis,
 Und öde wie ein Felsenmeer, versteinert, und
 Höhlentierereich.
 Groß ist die Stadt, gewaltig, graunvoll,
 Und spricht wie Hieroglyphen ein entsetzlich Wort:
 »Du sollst werden Untertan dem Aberwitz,
 Eine Ameise, Arbeitstier, ein Kot im Bauch der Hölle!«

Festliche Illumination
und langsam flutende Volksmenge

..... Und da – so brausend still
Ergriff mich der tiefe Strom der Menschheit,
Trug mich schwebend unter hängenden Lichtern –
Die dunkle Woge fuhr langsam dahin und stet,
Und raunte in tausend gedämpften Stimmen
Das große Wort, das eine Wort: Ruh, Ruh –
Ruh, in geschlossener Flut des rastlosen Stroms,
Über Tiefen dahin, die unter der Welt versinken,
Unterm Lichterstrom, der über mir gleitet, sacht über
mich hin

Von der Herkunft hinein in die Baldvergessenheit. –
Ruh, Ruh, in der raunenden Fortkunft, getragen so stet
Und so still dahin, vonhin und hierbei, inmitten
Allein und nimmer verlassen, umschlossen so dicht. –
Und so eins, und ander, und tausend, dabei und in eins;
Und ins Meer so besinnlich, ins Meer so fahrend,
Ins überall tiefe umschließende Meer der Bereitung,
Erwartend so still und so sicher auftuend,
Einnehmend den großen Strom, den tiefen Strom,
Den Strom vonher und dahin,
Den gelegten Strom über die gähnenden Tiefen,
Den erstandenen Strom unter den tausend
verschwiegenen Fragen;

Ich will kein Segel zu fliegen hoch über den Köpfen der
Menschen,
Keinen versenkten Fels mehr der Sorge und tiefen Not,
Ich will nicht ausfahren an die endlosen Ufer:
Beiseit zu stehen in ratloser Einsamkeit,
Ich will sein inmitten: da braust es so still und so stet,
Da hängen die Lichter süß-singend herab,
Da liegt die Versenkung mildtönend in
schwebenderhobenen Wurzeln
Tragend die Überfahrt und gleitende Ufer;

Daß langsam fährt vonhin und dahin
Der große, stille, mitführende Strom –
Der tausend Stimmen in eine dämpft,
Die so dunkel schwimmt auf den dunkelen Wassern.

Nachtstraße

Das sind die Lichte, die in Reihn geleiten
Den Marsch der Straße durch die dunkle Nacht.
Der Häuser Heerschar droht zu beiden Seiten,
Die Nachtgeschwader, deren Lichte streiten.
Es stehn Phalangen und es steht die Schlacht –
So kann der Lichteerzug inmitten schreiten
Und eskortiert die Straße durch die Nacht.

An der Bismarckstraße

Der große Rammklotz hebt und fällt,
Wenn sich das Dampfrad dreht...
In der Nachtstraße von einer Lichterreihe erhellt
Mondgroßer Bogenlampen am unsichtbaren Seil –
Zäune stehen und Erdhaufen, hohes Gerüstwerk,
So durcheinander und nachtruinenhaft,
So aufgebaut und voll dunklem Leben
Kriechend darin, Erdschaufler und -schütter
Und Rottenhacken klirrender Rhythmus,
Wandelnde Laternen und flackernde Pechfackeln
Und ein schiebender und sich gruppierender Rauch,
Hoch drüber die kurze Reihe der größten von den
Bogenlampen

Und da noch drüber
Am schweigend aufgewölbten Nachthimmel
Zwei helle Sterne in dem dunklen Schwarz – –
Es ist blödes Gaffen
Oder arbeitsamer Kunsterwerb:
Hier lange zu stehn.
Ich war entrückt
Und atemlos entzückt
Zu stillem Denken
An so manches Nacht- und Feuerbild,
Das an auserlesnen Wänden hängt
Ich war entzückt, daß sowas wirklich sei,
Nicht weil es schön sei
War ich entzückt,
Sondern daß Schönheit
Nicht widerspreche dem Findbaren
Oder auch nur Erdenkbaren.
Das wußt ich längst vom Häßlichen:
Es anzuschauen
Aus den Augen des Nichts.
Das Schöne war mir unbequem,

So unnötig lügend
Und so viel heikler als das Häßliche.
Doch diesen Abend:
Da trug der Rammklotz keinen Malermantel
Und war doch auch nicht anders als
Ein gutgemalter Rammklotz.
Es ist wirklich nichts mit eurem Schönen,
Das sag ich euch und dem Schönen zum Lob.
Ein wenig Schüchternheit, da freches Urteil
Gefürchtet wird, so Schönheit;
Ein wenig Frechheit, um
Dem blöden Werter
Zu imponieren, so Häßlichkeit;
Denn beide fürchten sich,
Da sie so schwer
Sich zu verbergen mögen
In ihrem Wirklichsein.
Das Wirkliche
Wird nur vom Nichts gesehn ...

(Vorstadt)

»Dies ist ein Wetter, sich ins Grab zu legen,«
Ganz tief zu kriechen unter meinen Fuß.
Grautrübsal will sich auf die Erde legen,
Der Himmel steigt herab mit müdem Fuß.
Und überm Himmel hängt ein trüber Regen,
Und überm Regen ruht ein Sonnenruß,
Und alles will sich übers andre legen,
Und will sich auf die welke Erde legen,
Herbstlaub zu unterst, Wurm, und Tausendfuß.
Ich will mich kriechen in ein Grab und Haus
Wie toter Sommer und vergrabne Maus,
Ich will mich unter eine Decke legen –
Legt einen Deckel über Kopf und Fuß!
Ich will mich ganz in einen Sarg verlegen,
Auf meinem Grabe steht mit schwerem Fuß
Frau Grau und streut am Kirchhof Rost und Ruß ...

So rote Dunkelglut des Sichelmonds –
So tief stehst du, so fern mein Mond im Untergang.
Ist keine Sonn, kein Stern, der mir so wehe tut
Wie dein Versinken und die dumpfe Glut,
Oh meine Nacht ist lang, und du gehst früh!
Schon hinterm Wald stehst du, schon hinterm düstern
Wald,
Am schwarzen Horizont verschwelt dein Glühen.
Du sankst noch nicht so tief als höchster Bäume Kron;
Von meinem einsamen, hochhängenden Balkon
Seh ich den Wald noch und viel Lichter in den Häusern,
und
Dich seh ich nicht mehr, Mond, so löscht dich Nacht und
Not.
Mein Mond ist tot, die Nacht geht hoch,
Die Sterne stehen lautlos und die Straßenlichter brennen.

Des Sommers Mattglanznacht ist trüb geworden,
Bald wird am Horizont die erste Farbe sein
Im Norden-Ost, die Nacht ist wartend.
Ich hab die langen Stunden bei der Lampe
Mit meinem Geist durchdacht und nun steh ich
Auf dem Balkon vor meinem Haus und schaue
Ins weite Feld und über Straßen.
Die ersten Wagen hör ich rollen, die zu Markt
Fahren in die Stadt, und aus der Haustür
Drüben seh ich kommen einen Mann mit der Laterne,
Die er an seinen Wagen schraubt. Der will gleich fahren.
Ich aber ende meinen Tag, derweil der eure
Schon fast beginnt. Ich werde nicht die Sonne
Aufsteigen sehn, mein Aug wär nicht der Farben froh.
Oh ich will schlafen! Ach, und dann ist auch nicht
Mein Leid begraben, das mir grau im Hirne hockt.

Im hohen Haus der Stadt, über Straßen,
Sinnt meine Einsamkeit eng umbaut.
Eh der Traum hebt Dach und drückendes Denken,
Dringt der Lärm dumpf-auf an mein Ohr und Elend.
Murmeldes Unten, einsummendes Abseits,
Wie am Schiff die schwankende Not.
Ströme durchschieben sich, Töne wogen
Umbunden vom stummen Druck der Nacht,
Und ein Laut und ein Schrei und klagendes Echo
Springen empor, getragen, gestoßen, und dringen
Ans Fenster mir wie ein klopfender Spritzschlag
An die Wand des hochgetürmten Schiffes.
Mein Haus ist verankert im stummen Grund,
Und die Sterne: »Stilles Besinnen und Saat«
Stehn überm Dach, das der Traum abhebt.

BLUMEN, WÄLDER UND LIEBE

Die Sonne geht mit goldnen Füßen
Auf weißem Schnee durchs schöne Winterland.
Und unter ihrer Sohle sprießen
Grüngras und bunte Blumen; ihre goldne Hand
Hält eine Fackel duftend und die hält sie nah
An Sträuch und Bäume, sieh da zuckt es auf
Mit tausend Kerzenflammen, Licht an Licht, auf Zweig
und Ästen.

Die Sonne schlägt mit ihrer Fackel
An Fels- und Brunnenschächte, horch, da raunt's
Wie tausend Bienenstimmen, Wasserläuten.
Die Sonne geht mit goldnen Füßen
Und löst ihr Flammhaar, schüttelt froh
Ihr Hochzeitsstrahlenhaar und aufgescheucht
Mit bunten Tönen schwirrt's aus ihrem Haar:
Singsingevögel schwirren aus dem Sonnenhaar.
Die Sonne tanzt mit goldnen Füßen
Auf Blument Teppich ihren Hochzeitstanz,
Die Sonne schwingt die heiße Fackel
Hoch übers Haupt, ihr bräutlich Haar
Durchfließt die Wälder und die Wasser,
Ist all entbrannt in Bräutejauchzen, was da Leben fand.
Die Sonne trägt in breiten Hüften
Des Lebens Frucht, die Sonne schwillt,
Und geht mit schwerem Schreiten und mit Fackeltanz,
Die Welt ist schwärmend, schwanger, säfteschwer.
Wenn die goldnen Bäche aus den Himmeln strömen,
Die Sonnenfeuerbäche, seht, dann steigt herab
Der junge Frühling, und er sucht die Sonne.
Die Sonne geht mit goldnen Füßen,
Brautsonne, Mutter, Fackeltänzerin.
Als ich sehnd übers Schneefeld ging,
Sah ich hinterm Wald die Sonne.
Wie sie um die Hüften ihren Gürtel hing

Und die Fackel nahm ... nun kommt sie bald.
Die Sonne geht mit goldnen Füßen
Auf weißem Schnee, nun kommt sie bald.

Unentschiedenes Abendgewitter

Nach dem Gewitter kam der Abend bald,
Die Vögel eilten sich, ihr Lied zu singen,
Bevor die Sonne sank, bevor aus nahem Wald
Die Dunkelheit sich hob auf schweren Schwingen.

Die Sonne sank. Doch wollt's ihr nicht gelingen,
Hinaufzustoßen eines Abendlichts
Fontäne, denn noch dunkle Wolken hingen
Schwer über ihr und drückenden Gewichts.

Am Gegenhimmel nur die Rosenränder
Der Wolken fangen letzten Schein vor Nacht,
Bald hat der Tag die Tore zugemacht.

Ein letzter Guß aus Wolken spannt die Bänder
Zu Baum und Boden, letzter Blitzschlag kracht –
Dann Waffenstillstand. Sterne steigen sacht.

Grau bläst der Wind vom Moor
Über die Nebelheide.
Fetzen hängen an Strauch und Rohr,
Nebelnester in hohler Hand der Weide.
Dampfender Widerzank
Plumpschwimmender, schwankender Vögel der Luft:
In grauer Luft geballter Dünste sonnenkrank.
Wenn ein Strahl zischt, atemberaubt, und taumelnd taucht
Ins Gras zu fallen,
Verqualmt sein Leuchten, da die Sonne sich verkroch
Vor dem kochenden Aufdunst und dem brodelnden Wallen.
Meine Faust bohrt sich ein Loch
Und wie Spinnweb hängt's an meinem Arm und Hand.
Grau schlägt ein großes Tuch
Um meinen Schritt.
Ich stapfe den zähen Weg
Ins Erlenbruch;
Da stehen die Brüder zusammengedrängt,
In deren Haaren der graue Morgen hängt,
Und der Sandweg schleicht träg wie eine satte
Schlange dran vorbei.
Da vor mir ein klobig Ding, bald schräg nach dem Walde,
Bald nach dem Erlenstand,
Schiebt vor mir ins Graue und ins Gelbe hinein.
Hoh, allaloh da vorn, halt an!
Wie das Hüh des Fuhrmanns mir im Ohre klang,
Heidegesang,
Hahüh!
Magerer, großer Gaul
Mit steifem Knie,
Fahr uns beide zu Dorf,
Wir halten am Krug
Mit dem Torfkarrn.
So sauer ist kein Bier,
Das nicht süß eingeht
Hinter Brot und rauchigem Speck und scharfem Schnaps.

Amarylle

Oh stille Amarylle,
Du blühst, wenn Herbst schon leer.
Von Frucht- und Blütenfülle
Bliebst du mir und nichts mehr.

Ich trug dich in mein Zimmer,
Balkon war schon zu kalt.
Leucht Sommers letzten Schimmer
Du mir. Das Jahr ist alt.

Und alt ist auch mein Herz schon,
Und weiß ist schon mein Haar.
Sei du mein letzter Herbstlohn –
Stumm, traurig. Und was mir war

An Herzblühn und Geistfruchtzeit,
Ist abgewelkt, wurmtaub.
Auf Schmerz und Mühn und Sucht streut
Enträuschung totes Laub.

Ach wenn auf meinem Grab nur
Die stille Flamme ständ!
Oh Amaryll, ich hab nur
Das Licht, das jenseits brennt.

Frau im losen Haar entsteigst du dem Bad –
Weißglänzend die straffe Haut, weiche Anmut der Kraft.
Leuchtend aus Augen die Seele so frisch und klar,
Dein liebes Gesichtchen umrahmt vom Haar ...
Oh du Entstiegene! Oh du Anschmiegende!
Still verschwiegene Träumerin tiefer Gedanken.

Frau du so kühl versenkt,
Einsam die Seele verschlossen dem Herzschlag der Welt,
Was du in Tiefen lebst, sitzend am herben Quell,
Schweigen die steigenden Fische der Flut; und die
Wasser so hell
Laden die Sonne nicht, werfen ihr Licht zurück,
Bergen die herben, versenkten Geschenke.

Süß wie die Muschel in Schalen geschrofft
Wehrst du, begehrt du: was deine Seele erhofft.
Hörst du was leise an Wänden dir klopft?

Brausender Ozean, lastend mit tiefer Gewalt, und die
Träne tropft
Schwer von der Sonne zu Grund; schließe du Süße in
Schalen dich ein.
Berge die Perle der Pein. Oh du Tiefe, die Liebe laß ein!
Oh Versenkte, Beschenkte, still Ruhende,
Träume du Dunkle im Grund; träume die Träne der Sonne.

Hinterm Schilf steh ich, ihr verborgen;
 Übern Parksee geht die Brücke –
 Frau im Frühlingskleid
 Mit hellen Farben
 Am Geländer lehnst du
 Deine weißen Schwäne fütternd.
 Übern Schilf wiegt
 Sich der Herbstwind
 Und im Baumlaub
 Überhängendem,
 Und du stehst im Herbst
 Mit also leuchtenden
 Freudefarben, deine Schwäne fütternd. –
 Lehn dich an den Wind und wiege
 – Wald aus Schilf und wogendes Garbenmeer –
 Wann der Wind der »nacktenbeugende
 Allem Rohr und Blatt«
 Über die Häupter sich legt
 Meines Schilfwalds
 Und die stehende
 Hohe Kronenflut herniederdrückt:
 Über fließenden,
 Abfließenden Schilfwelln
 Steht die Frau im weißen Frühlingskleid,
 Steht der Schwäne prächtig Weiß unterm
Brückengeländer. –

Aus dem Schatten geht mein Blick,
 Aus dem Herbst und Ruhverborgenheit
 Übern See und in die Sonne,
 Bis mein Aug am weißen Bilde steht ...
 Frau im Frühlingskleid,
 Die Schwäne fütternd;
 Oh ihr weißen Schwäne,
 Schnee des Sommers;
 Soll ich meinen Herbst so früh beginnen,
 Frau im Frühlingskleid,

Weißt du Rat?
Oh im herbst-leisabgeblaßten Park steht
Eine gelle, weiße Farbeninsel
Und so mitten in der hellen Sonne –
Frau im Frühlingskleid, und stolzes Schwanenweiß!
Ach, mein Herbst wird
Noch erblühen,
Park auch du wirst deine Farben malen
Rot und rost und alles braungelbschmutzig ...
Ach, mein Herz ist eine weiße Taube,
Meine Flügelspitzen sind
Gelbumsäumt.

Waldauge

Da stehen Stämme, wohl tausend und mehr,
Da liegt ein grünes Dach drüber her.
Da singen Vögel, da fließt am Rand ein Bach
Und Sonnenschein und die Luft ist wach.
Und auf der Wiese streck ich mich hin
Und schaue, schaue hinein.
Da schaut der Wald mit seinem großen Auge
Unterm Dach heraus, aus den Stämmen und Fenstern.
Oh das Auge ist tief, da ist's dunkel zu Grund.
Hier draußen so nah, da ist alles so bunt,
Im großen Waldauge tauchen sich alle Farben gesund.
Oh du Auge, wo du schaust,
Löschen alle Augen der Welt aus.

Oh du Auge, du schweigendes Auge,
Du weißt alle Wunder – ich les es in dir.
Oh du Auge, du rätselhaft Auge,
Du weißt alles Weh und weinst es mir nicht.
Oh du Auge, du Auge des Kindes,
Du Auge der Liebsten, die nimmer mir spricht.
Die nimmer mich anschaut so fragend gewiß:
Du Auge der tiefsten Erkenntnis.
Du blickst heraus, keinen Strahl läßt du innen;
Ich blicke hinein, meine Seele zu finden.
Oh du Wald unterm Laube,
Oh du Wald hinter den Bäumen,
Oh du lieb-liebes Auge,
Oh du seligstes Träumen!

Ach, wende dich nicht! Dein Tiefes will matten,
Ich sehe graue Abendschatten.
Willst du trauern, weil ich mich sehne?
Weinst du der Sonne Abschiedstränen?
Laß die Sonne, was ist mir die Sonne!

Laß den Tag, was ist mir der Tag!
Entschleire dein Auge, was sind mir die Sterne!
Oh du Auge strahlst tiefer denn nie zuvor.
Nun ist dunkel das Dach, und kein Fenster zu schaun,
Nun ist dunkel die Welt, aber dunkler bist du.
Nun schau ich zu Grund dir, so tief ist kein Schacht,
Kein Grab und kein Tod und keine, keine Nacht.
Du bist die Liebe, die Lieb' und der Glaube,
Du bist das Wissen, die Seele, die Ruh.
Du bist das Auge, oh du mein Auge,
Du bist das Auge, ich schaue dich an — — —

MITTEN WIR IM LEBEN

Wenn du verlassen bist –
Das was dich grausen macht:
Deine Verlassenheit
Wird zum Gespenst.

Daß so nichts neben dir geht:
Geht auf unhörbarm Fuß
Immer und ungetrennt
Neben dir her.

Wo du auch gehst, ist nichts –
Daß deine Hand so greift:
Geht ganz undeutbar leis
Neben dir her.

Oh du erbebst und lebst
Doppelt und zahllos die Angst:
Nichts, nichts, und immer nichts geht
Neben dir her.

Wie du auch horchst, dein Ohr
Hört keinen Laut,
Der aber lispelt so grell:
»Hier bin ich nicht.«

Hier ist nichts, hier, und hier,
Ohne Gefähr
Mußt du den langen Weg
Gehn, gehn, und gehn.

Mußt du verlassen gehn.
Tausend Gespenster
Fliehn vor dem Wehn, das leicht
Neben dir streicht.

Deine Verlassenheit
Streicht als ein weites Kleid
Mit seinem äußersten Saum
Über den Mond.

Deine Verlassenheit
(Tages- und Nachtgespenst)
Geht durch die Sterne noch
Neben dir her.

Meine Welt, die ich gebaut um mich,
Ist versunken.
Ach mein Lied, das ich bei Sternen sang,
Ist verweht; mein Traumschloß trug der Wind.
Meine Flügel hängen an dem Horn des Monds,
Meine Leyer
Liegt bei toten Schiffen.
Meinen Strand umgrenzt die Düne vorgebaut,
Mich vom Meere trennend; ach mein Land
Geht nach innen zu den müden Hütten.
Auf dem Herd, da ich mich setzte, glüht kein Brand
In der Asche meiner einsamen Not.
Wenn die Sonne sinkt zu Meer, steigt aus dem Ried
Eine Frau im grauen Rock und schwarzem Tuch.
Aus dem Beutel, wo ihr Strickzeug und ihr Vesperbrod
Und ein alt, vergilbtes Traumbuch eingestopft,
Zieht mit magern Fingern sie ein
Dünngespieltes, fettig Kartenpack:
Mir Patience zu legen auf dem Küchentisch.
Wenn die Uhr schlägt zehne, sinkt ihr Haupt zur Brust
Und sie schläft, die letzte Karte noch auf ihrem Schooß.
Auf der Schwelle knarrt ein Stelzfuß, der so leis eintritt
Und so unbeholfen, und dann schaut der Mann –
Alter, abgelohnter Seemann – ängstlich, ob die Frau
Nicht erwache, und er frägt
Mich um Feuer für den Tonstumpf ...
Ach! wer zu dem kalten Herd
Eines Nachbarn eine kalte Pfeife trägt,
Ist noch ärmer als ein Kartenblatt,
Letztes, ungespielt.

Wartenot und müdes Tun –
Pferd am Göpel mit verbundnem Maul.
Ach, kein Korn zu dreschen, und
Ausgestorbner Winkel, wo der Göpel geht!
Kommt ein Wanderer scheu vorbei
Am vergeßnen Ort hinter dem Moor,
Wo das alte Pferd im Kreis
Seine Hufe setzt mit hängem Kopf,
Wo die Stange geht und kein Fuhrmann ruft,
Wo kein Weib das Göpelrad beschickt,
... Hoher Giebel Sparrn
Nackt im Nebel stehn,
Schwarze Mauerwände eingestürzt,
Ewig geht im Kreis
Müdes Gespensterpferd,
Das nicht sterben kann am öden Ort:
Kommt ein Wanderer scheu vorbei,
Drückt den Hut in Kopf,
Geht am Grabenrand
Und erbebt vorm letzten Schlage Wald.
Da der Weg ins Tal
Sich dem Busch entwand,
Führt der Steg ihn schnell ins späte Dorf.
Wo ein Licht entglimmt,
Schlägt ans Tor sein Stab
Und am Küchentisch erwärmt sein Blut.
Gutes Wort und Wanderspruch
Und ein raunend Flüstern »saht ihrs Pferd?«
Hilf uns, Herr, in unsren Sünden;
Segne unser Dach und Dorf. –
Tief im Schlaf liegt jede Hütte,
Und des Wächters Horn geht Stund und Stern ...
Hilf uns, Herr, in unsren Sünden: –
Hinterm Wald bei Moor und Mar
Geht ein Pferd den Göpelgang.

Schlafwandelnde Verdrossenheit
Im Staub schleppt dein verschlissnes Kleid
Dein Haupt hängst du, rückengebückt
Schleichst du durch den Föhrenwald.
Fehnrauch dir den Atem stickt,
Ein bleierner Himmel trostlos drückt.
Müde du und die Welt, und alt,
Sterbesehnend, lustlos, kalt.

Enges Leben in grauen Grüften
Greiflos in weiten Nebellüften,
Eng im Weiten, enger im Engen,
Duftlos, farblos, und ohne Gestalt.
Ohne Bewegung das schlaffe Drängen
Fühlst du an schlaffen Gliedern hängen;
Ein Schweigen, das ewig im Ohr dir hallt,
Lastet die Leere mit Zentnergewalt.

Zielwärts

I

Einsam gleitet ein Vogel ins Leere:
Lautlos hinter ihm schließt die Portiere.
Von den Flügeln löst sich die Schwere
Wie ein leise versprühender Regen,
Noch ein Tröpflein rinnt an der Wand,
Die sich von oben nach unten spannt.
Vorwärts, vorwärts mit sehnenden Schlägen
Gleitet der Vogel, die Ferne zu finden:
Die sendet ihm ihre Boten entgegen,
Am Rand die Mär von der Mitte zu künden.
Vogel der Sehnsucht! Sehnend reckt
Sich die Ferne, die Brust dir zu tasten.
Welle auf Welle naht ohne Rasten,
Stoß um Stoß dein Flügel sie deckt;
Tauchst die Ruder: und schnellst ins Weite
Von der winkenden Ferne gezogen.
Wirfst die Ferne stückweis zur Seite ...
Immer neue nahende Wogen
Melden die Botschaft und reihen sich an.
Hast du die kommende kaum überflogen,
Treibt sie, folgend, in deiner Bahn.
Du – den die drängende Wolkenbank drückt –
Atemlos fliehender, dem flehend schickt
Weiteste Ferne schnellste Staffetten,
Aus klammernder Fülle die Leere zu retten:
Sehnsuchtsvogel Albatros!
Schlage die Schwingen zum letzten Stoß,
Über dich selber hinauszuschießen:
Wo die letzten Nebel fließen.
Da – da – die lösende Leere ...
Lautlos, urletzt, schließt die Portiere.

II

Unter allen Tiefen ist's leer –
Abwärts rinnt kein Tropfen mehr,
Grund zu suchen. Zu Staub zerstoßen
Fühlt seine Feuchte, die fiel,
Sinkender Schwere ein Ziel;
Letzte Schleier trägt das Licht nach oben.

Unter allem Vollen ist Frieden –
Bleiernfüßige Danaiden
Fässer füllend werfen warme Wässer der Welt;
Trocken im innersten Schoß
Lauscht die Leere wäandelos,
Wo keine Feuchte fällt.

Unter allen Gründen ist Grund –
Alles Leben bunt
Löscht die Finstre urklar.
Friedlose Frucht im klammernden Arm
Hält die säugende Sehnsucht warm,
Als die Lüge das Licht gebar.

Alles Leichte leidiges Lebens krank
Quellende Lust an schwellenden Brüsten trank,
Oben ist Not. –
Eingebettet im Schoß der Schöße
Wartet des Friedens befreiende Blöße,
Unter allem Leben ist Tod.

III

Tief, tiefer treib den Stollen!
Dringe grundwärts!
Im drängenden Vollen

Findest du Fläche.
Das ewige Oben
Hat das Außen aus innen gehoben:
Denn die Schwere schamvoll zu der Schwere zieht.
Und die Leere flieht:
Eine Freistatt innen sich zu finden,
Wo der Vielheit Flächen schwinden
Zeiterlöst. Da fressen ihre Fülle
Körper, und zersprengen Raumeshülle
Urbefreit von Außen.
Und das Innen schweigt
Süßes Allerseelenschweigen --
Ach! auf saitenlosen Geigen
Leeres Lied zur Tiefe steigt.
Tiefer – tiefer träufelt des Todes Tau
Töne des Traums auf unterster Au
Unter aller lebendigen Welt,
Wo kein Fallen mehr fällt.
Tiefer, tiefer durchs letzte Blau:
Noch ist nicht Grund, noch rieselt das Grau.
Tiefer - tiefer - laß steigen, was steigt,
Hier unten ist das Schwere leicht
Und flieht nach oben. Du aber schwebst,
Den Grund der Gründe zu dir hebst
Das ist das Grab – tief unter des Todes grabsinkendem
Grabe
Das ist Erfüllung: lebenslediglebendige Labe.

Nun wart ich schon so lang –
Kein Ton klang,
Keine Glocke schwang,
Die hängen all in Reihn
Wie Blumen schlafende, große.

Kein Wind geht über das Feld –
Tod, Tod ist aufgestellt,
Der hält den Klöppel in der Knochenhand,
Der spannt die Glocken auf ein langes Band,
Der wartet.

Kein Licht ist auf der Erd –
Das macht, die Sonne sitzt im grauen Haus,
Da geht kein Fenster raus,
Da ist der Nebel aufgehängt,
Wie wollne Wäsche Stück an Stück gehängt
Vorm Gartenzaun.

Nun wart ich schon so lang,
Kein Wind geht über das Feld,
Kein Licht ist auf der ganzen Welt –
Kein Ton klang, kein Anfang, Anfang.

Tu von uns ab die Tücher des Todes,
 Die uns bedecken vor der Kälte der Welt,
 Fähr uns in wärmere Welten des Lebens,
 Daß wir nicht nötig haben das Grab als dumpfes Haus.
 Tu von uns ab die Tücher des Todes,
 Daß unser Leib sich bade im Lebensstrom.
 Tu von uns ab die Tücher des Todes,
 Schütt uns deine Jahrtausende ins kräftigende Bad.
 Tu von uns ab die Tücher des Todes,
 Gib uns Erfüllung, um nackt vor dir zu stehn.
 Tu von uns ab die Tücher des Todes,
 Gib uns ein weiches Kleid aus Licht und Lebenswärme.
 Gib uns den Segelwind der fröhlichen Jahrtausende,
 Gib uns das Erdensteuer, das uns sicher lenkt.
 Gib uns Größe, Gott du großer,
 Gib uns Größe, zu leben ohne Tod.
 Es sind so viele, unendlich viele Welten,
 Wir schleppen uns müd im schweren Tuch des Tods.
 Wir sehnen Erlösung aus kriechendem
 Schneckenelend und Schneckenschleim.
 Wir sehnen nicht Flügel des Schmetterlings,
 Um Blüten zu fliegen und sterben vor Nacht,
 Wir sehnen, Menschen wir, wir sehnen uns Jahrtausende
 Und ein größeres Geschick.
 Stellst du uns drohend Ahasver vors Leben,
 Und schläferst du uns ein als wie die müden Kinder,
 Wickelst uns in Tod und singst uns ein kurzes
Wiegenlied.

Wir sehnen die langen Lieder der Fahrt,
 Wir sehnen ein längeres Abendrot.
 Wir sehnen Leben, Leben, Leben und nicht immer Tod,
 Tu von uns ab, was uns hindert zu leben,
 Form uns nicht ewig um, gib uns auch selber zu tun
 Schöpfertum, gib uns Leben und deine Jahrtausende,
 Hauch endlich dem Bildnerstoff die Seele des Lebens ein.
 Zwischen deinen formenden Händen entlaß uns, entlaß uns,

Wirst du denn nie fertig, und bedenkst du nicht der Qual
Deines Geschöpfes, an dem du, unendlicher Bildner,
Umformst ewig, umformst ewig?
So bist du allein und wir sind niemals,

Du wirfst uns weg, du machst uns neu, und niemals,
niemals

Gibst du uns Zeit: uns selber zu machen.
Ein Klumpen weicher Ton
In deiner schaffenden Hand,
Sind wir grade gut oder schlecht genug:
Deiner Schöpferträume Stufen zu sein?
Was soll der arme Klumpen Ton
Durch tausend Formen, durch tausend Umformungen
Von seinem Schöpfer erbitten denn Einhalt?!
Einhalt und Leben. Einhalt und Leben.
Dann wirfst du ihn wohl weg und zürnst.
Großer, Großer, laß uns endlich groß sein.
Ewigkeit, tu uns endlich auf dein allerkleinstes Tor.
Deine Jahrtausende, deine Jahrtausende,
Oh blase unser Erdschiff
Dahin, auf daß wir leben, Gott, daß wir leben,
Deine Jahrtausende, deine Jahrtausende,
Tu von uns ab die Tücher des Todes,
Die Tücher des Todes. Wir schreien, schreien dir nach
deinen Jahrtausenden.

Am Himmel steht ein Stern am Zaun,
Der hält die Wacht mit seinem Schein.
Da kann er beider Wege schaun,
Er sitzt auf flachem Meilenstein.

Der Zaun umsteht ein stilles Haus,
Durchs Fenster schwimmt ein Licht hervor.
Zwei Wege liegen gradeaus,
Der schwarze Hund schläft vor dem Tor.

Die Nacht liegt beider Wege stumm,
Die Sehnsucht wandert durch die Welt.
Der Stern geht um sein Haus herum,
Der schwarze Hund im Traume bellt.

Da kräht der rote Hahn im Traum,
Da kräht die Hähne Überweg,
Da streicht der Wind im Lichterbaum,
Da weht ein Wetterleuchten schräg.

Der Traum, der schrak, schläft wieder ein;
Der Stern beschließt den Rundgang nun,
Er sitzt verschlafen auf dem Stein:
Die Nacht muß unbehütet ruhn.

Die Sehnsucht geht auf dunklem Pfad: –
Die andre Sehnsucht gerne fänd.
Zwei Wege führen weit und grad:
Im Wächterhaus die Lampe brennt.

... Und leuchtet übern Zaun ein Stück,
Wo sich der Weg mit Wege trifft,
Im Graben hockt das greise Glück:
Und liest am Kreuz des Weisers Schrift.

Ein Weg führt rechts, führt links ein Weg,
Zwei Wege führen durch die Welt,
Und als der Tag kam übern Steg –
Ein toter Vogel lag im Feld.

Der Wanderer

Den alten Weg bin ich gegangen,
Die alten Bäume standen noch –
Ein wenig dünner schon mit Laub behangen,
Doch ihre Kronen grüntem noch. –

Die alten Äcker hab ich mir besehen,
Noch immer blühten Kettenblumen an dem Weg –
Noch kann ich keiner nicht vorübergehen,
Und wieder stand die Abendsonne schräg. –

Die alte Sehnsucht fuhr im Sonnenschiffe
Ins Dämmerdunkelnde voraus der Nacht –
Doch leise fröstelte Frühabendfrische,
Und meinen Mantel hab ich fester zugemacht.

Und wieder stach das grelle Gift ins Herz mir
Der gelben Dämmerkerze, ach, ich fror
Im späten Frühling, wie der Schmerz mir
Großschattenwankend trat ins Abendtor.

Er stand, ein Riese, vor der Sonne wuchtend
Bis an die bleichsten Sterne, und so ging,
Verging die Sonne unter ihm; auf dunklen Schluchten
Lag noch der dünne, safrangelbe Feuerring.

Es sind die alten Sterne, die mich nicht mehr grüßen,
Mein Weg gen Untergang ist schweigend, mein Gesicht
Ist matt vornüber und mit schweren Füßen
Geh ich; nun steht an meinem Weg kein Licht.

Auf einem Stein hab ich gegessen,
Die Nacht war mondlos und ich dachte schwer –
Die Sonne tot, der Mond hat mich vergessen,
Und meine alten Sterne stehn nicht mehr.

Da griff's mich schüttelnd, daß ich aufstand –
Ich will weit wandern, meine Sehnsucht flog
Mir weit vorauf gen Sonnenaufgang.
Ist mir ein neuer Sommer und ein Saatfeld noch?

Mitten wir im Leben sind
Von dem Tod umrungen –
Liegen wie im Schoß ein Kind
Dunkelsüß umsungen.

Wenn wir wie die Blüten sind,
Muß auch Knospe springen,
Muß auch aus dem Schoß ein Kind
Und ein Wehschrei dringen.

Muß auch Frucht vom Baum abfallen,
Muß sich Wald entlauben,
Aber in des Todes Halln
Blüht aus Särgen Glauben.

Mitten wir im Tode sind
Ewig auferstanden
Wie an Mutterbrust ein Kind
Wie ein Wanderer in tausend andern Landen.

Seele und Tod

Was ist, das aus den Mündern spricht?
Welches Licht brennt in der Dunkelheit?
Welcher Wind seine Weltwände bricht –
Wir wissens nicht. Wir sind in Dunkelheit.

Wir sind von den Wurzeln der Welt so weit,
Wir neigen, Blüten, unser schimmernd Kleid
Vorm Wind, an die Sonne, gegen uns zu,
Wir berühren uns mit Blütenmund: »Seele du« –

Ein leiser Windhauch verweht unsern Blütenstaub ...
Auf welche Blüte er fällt? Wir sind verwelkt,
Eh neues Leben aus Wurzeln quellt –
Wir sterben, wir sind Frucht, und nur ein Ahnen glaubt.

Wir sind so weit von den Wurzeln; was in uns treibt –
Leise ein Ahnen glaubt an Urverwandtschaft.
Der Menschheit Baum, und der Welt schauervoller Wald
Umrauschen uns, oh Welt! ist ein Verlassen?

Ist ein welches Blatt fallend in Vergessenheit?
Ist Angst? Frierende, weinende, blutende Angst?
Welt, oh Welt, die du prangst
In schreckensvoller Unermeßlichkeit!

Sind wir von den Wurzeln so weit? Allzu weit?
Kann die Welt, oh Welt, unermeßliche Welt,
Loslassen ein Seelchen, ins Nichts,
Ins meeraufheulende, leerstarrende Nichts?

Wir wissens nicht. Dunkel ist das Nichts –
Das ist tröstlich, ein Grab; oh, der grausamen Sonne,
Die das Nichts erhellte! Oh, der flammenden Kälte,
Die uns blühen ließe jenseits der Welt.

Den Tag erwartend

I

Den Tag erwartend, der dir solle kommen,
Bescheide dich, dein Kleines noch zu tun.
Beim Schein der Lampe, die noch nicht verglommen,
Verknüpf die Fäden und bezähle nun
Die Stunden, die der Notnacht schon genommen –.
Die Totnacht droht, du wirst vor Tag nicht ruhn.
Du mußt dein wehes Haupt noch tiefer bücken,
Und wird dein Schwerstes dich zu Boden drücken.

Du mußt dein Haupt zu deinen Füßen legen,
Das du zum Himmel hobst in stolzer Scheu,
Als noch mit heißen, weißen Flügelschlägen
Zu Mittag flog der Sonne Jubelschrei.
Schon sank die Sternnacht gar, und Unbewegen
Steht nah am Boden, finster, schweigend. Reu
Des Tags der war legt betend schwere Hände
Ans Herz dir und ihr Haupt auf deine Lende.

Es wird noch enger, enger um dich schließen
Der dunkle Sarg und steht auf deinem Grab,
Auf weitem Kirchhof steigt aus Gruftverließen
Kein totes Sehnen, fällt kein Stern herab.
Dein Sarg ist Grabstein, und zu deinen Füßen
Mit hängem Flügel sitzt und sitzt der Rab –
Oh Totnachtrabe, blöder, müder; Schauer
Du ohne Aug'! Oh Kirchhof ohne Mauer!

II

Den Tag erwartend, der den Weg gegangen
Durch Wälder hinterm niedern Zaun der Welt,
Steht dumpf ein Sarg mit schwarzem Tuch behangen,
Auf dem der Rabe Totennachtwacht hält.
Der Rabe regt, und klopft mit kurzen, bangen
Verscheuchten Schlägen auf das Holz und fällt
Tot nieder – und es wird ein schütternd Dröhnen
Verspürt im Erdgrund, daß die Toten stöhnen.

Schon hat der Tag den Fuß gesetzt aufs Feste
Der Insel Erde, die im Lichte schwimmt.
Schon lud die Hoffnung ihre tausend Gäste.
Ein weites Lied bei Ton um Ton entglimmt
Und lodert auf ... Es klagt noch leis im Weste
Die letzte Nacht, die in den Abgrund springt.
Da springt vom Sarge auch der Deckel, fallend
Zerplatzt das morsche Holz - die Luft ist hallend.

Oh atemvoller, froher Düftemorgen,
Oh Heben aus der aufgesetzten Gruft!
Nun hält kein Grab mehr unter mir verborgen
Die viele Sehnsucht, die aus Blumen ruft.
Nun ist ein Kommen, ist ein liebes Sorgen;
Und ist ein Finden, das sich lang gesucht.
Nun ist ein Fliegen auf der Sonne Flügeln,
Nun ist ein Fahnenwinken auf den Hügeln!

Und ich

Kommt mein Tag,
Der die Erfüllung bringt:
Liegt meine Hoffnung am Hügel.
Ging ich noch Mittag auf staubigem Weg,
Hoch stand die Sonne.
Vorn in der Ferne ein Kirchturmdach
Weißer glühend als meine Chaussee.
Ich ging doch, ich ging, und der Weg ging grad.
Da zog mich der Schatten im Erlengebüsch:
Wo die Böschung schaut,
Hart neben der Straße.
Ach spät kein Trunk,
Ach nur die Rast
Und der stumpfe Blick ins Tal.
Weiter die Straße,
Ohne mich.
Mein Rücken weiß keinen Turm.
Oh mein Tag
War lang und heiß, und
Warf mich zur Seite der Abend.
Freund meiner Not, meiner Wanderung,
Stab meiner Hand und bei meinem Fuß:
Ich bin alt vor der Nacht,
Eh der Mond noch wächst.
Glocken läuten dumpf herauf,
Übern Hügelkirchhof geht ihr Ton müd';
Geht noch um die Erlenbäume:
Einzel, sterbend; einer
Schläft
Erst in meinem Ohr ein ...
Oh wie alt.
Ruh not, Ruh not, bang, bang, lang –

Die Welt wird grün,
Die Luft ist weich –
Nun steigt auch mir
Ein Ostern auf –
Ganz still, ganz still
Will ich erblühen,
Daß Pfingsten komm:
Mich leuchten zu sehn,
Daß Sommer komm
Und reife mein Herz
Zum frohen Herbst hin –
Dann soll der Winter lang noch warten.

Du Haus im dunklen Laube,
Du Haus am weißen See,
Vom Erker neigt die Traube
So ernteschwül, todweh.
Des Schweigens süßer Glaube:
Nun büßt der Herbst am Raube,
Daß es stillsanft vergeh.

Es wiegt die Tann in Winden,
Der lau von Abend streicht.
Ach! kann kein Herbst entzünden
Die Rose, die erbleicht.
Das ist ein mählich Schwinden
Und kann den Tod nicht finden
Und hält sein Haupt geneigt:

Sich neigend zu erwarten,
Was kommen wird und will.
Im schlummermüden Garten
Stehen die Zeiten still.
Wann schwenkt die bang erharrten
Flatternden Siegstandarten
Der Sturm im Kampfgewühl?

Er kommt. Drum mag er weilen.
Mein Abend am Gestad
Wird ach so bald enteilen,
Bevor der Morgen naht.
Im See des Hauses Säulen
Streift die Sonne mit Pfeilen
Und trifft ein Rosenblatt;

Das möchte ins Fenster schwimmen,
Das gar so dicht verhängt.
Des Abendscheines Glimmen
Getrübt den Strahl versenkt.

Du Haus im tiefen Himmel,
Du schweigst so schwere Stimmen
Ins Rosenblatt gedrängt.

Du Haus in kühlen Fluten,
Du birgst des Leides schwer.
Drin meine Schmerzen ruhten
Schließt mir die Wiederkehr.
Du Haus in Abendgluten,
Nun wollen wir verbluten
In Nacht die Seele leer.

Wir bluten aus den Wunden,
Steht offen deine Tür,
Da tritt zu keinen Stunden
Die Eine mir herfür,
Sie schläft auf andern Gründen,
Im See ist kein Gesunden,
Er öffnet mit Wunden mir.

Das Wasser ist so öde,
So stumpf erglänzt das Haus,
Da schaut mit Augen blöde
Ein Fisch zur Tür heraus.
So stumm wie seine Rede
Legt sich die Nacht, und jede
Letzte Hoffnung lischt aus.

Nun muß der Tod sich heben,
Da gar die Sonne schied:
Der über alles Leben
Das schwarze Bahrtuch zieht.
Nun ist ein letztes Beben
Dem Müden noch gegeben,
Davor die Seele flieht.

Dann eilt der Wind aus Osten,
Dann rast der Sturm zur Nacht,
Der ersten Schnee und Frosten
Aus Winterleid gebracht.
Die Seele lechzt zu kosten
Das Dunkel: dem kein Glasten
Des Frührots mehr erwacht.

Du Haus im Schneegebirge,
Du Haus der Wendenot,
Durch deine Tür, die weite,
Geht Leben weder Tod.
Der Eissee dir zur Seite
Er spiegelt – der beschneite –
Keine Rose weiß und rot.

WELT AUS DEM INNERN

Mißlungnes, das du wegwirfst, *kann* doch nicht
gelingen.
Auch baut Unendlichkeit kein Haus aus Trümmern.
Kein Ding ist »sich«. Alles »geschieht«. Also ist das
Wandelbare
»Sinn« der Welt. Und Widerruf wäre Festnagelung
Eines »Geschehens« ans Ungeschehne, ein spukhaftes
Golgatha.

Alles Geschehen erhält erst »Sinn« durch uns. Es *gibt*
keinen »Loskauf«.
Treue wandelt und macht »reif« alles, alles was hinter
dir liegt
So nur ist Reue schöpferisch und ist dann kein
Auslöschen der Schuld.
So nur will Allerseelen die Welt zu Ende tun und nicht
wegwischen
Was mißlang, und ganz gewiß nicht hinterher die Hölle
nennen ein Vorbedacht.

Sondern ein Schicksal deiner, meiner, und jeder Seele.
Denn Allerseelen
Und du, und ich »wissen«, was sie »vergaßen« und
mischen das nie.
Ihr sollt nennen Prädestination TREUE, dann ist ein
neuer »Sinn«
In alle Kausalität gebracht, und alles Hinterher ist dann
Erfüllung
Als eure Raumfigur, die ihr *doch* »schuft«, wie ja den
Raum auch.
Denn auch er ist nur ein »Geschehnis«, und kein
» An-sich«.

Philosophus Hanswurst, der Weise,
dreht auf dem Absatz sich im Kreise.
Das Welten Weitrund kennt er nun,
bleibt noch das Allrund abzutun,
das Oben und Unten im Kugelraum —
Hans Wurst schlägt einen Purzelbaum.
Das Innen will er noch durchqueren
zur Insel Nichts im Meer des Leeren.
Da krümmt und windet sich der Weise
auf eine ganz verwickelte Weise
und beißt sich in den großen Zeh
inbrünstiglich aus Demutsweh.
So Kugel-Igel-kontrahiert,
wie er sich einzieht, schrumpft, und schnürt,
und abstrahiert, und dividiert,
zum Schluß den Nabel noch negiert —
da kommt des Wegs ein Düngerkarren,
der hätt ihn beinah überfahren;
dieweil der punktgeschrumpfte Weise
ganz körperhaft im Fahrgeleise
wie ein Paket am Wege lag.
Der Fuhrmann aber fluchte sehr,
Und hat noch schnell sein Pferd gezügelt:
was das für ein Gebaren wär,
daß einer gar am hellen Tag
betrunken sich am Boden kügelt?
Und ho! und he! nicht sehr zivil
traktiert ihn mit dem Peitschenstiel.
Da fühlt der Narr, was ihn verdroß,
sich körperhaft an Schlag und Stoß;
hat sich die wunde Haut gerieben.
An der Erkenntnis trug er schwer,
die Insel aber im leeren Meer —
ist diesmal unentdeckt geblieben.

Das Werk

Was ich in meinem Traum sah, war meine Welt. Ich sah
Als Knabe schon die Welt mit einsamen Augen.
Ich war so scheu, und auch verängstet. Ich war ein liebes Kind,
Ich war so still. Wenn ich quäkte, da war
Mein Verängstetes so ängstlich. Wehleidig wohl. Und
wehmutsvoll.
Ich hab doch nicht viel geklagt. Ich hab nie verklagt. Ich nahm
Das Kinderweh, um Zuspruch zu suchen, ich wollte
weiche Liebe um mich.
Mein kleines Herzchen das war: schluchzend nach
Liebe, und einsam wars.
Um mich stand die Welt so groß, und im Nebel größer,
Im Nebel des kranken Kinderaugs. Ich hab nie einen Strahl
Aus Menschaugen gesehn, mich hat nie eine Seele
Aus Menschaugen lenken können, ich war
ausgeschlossen. Ein Gitter vor meines Leibes Augen.
So bin ich ausgeschlossen geblieben bis heut. Ich muß,
Um einen Augstrahl zu sehen, mein Gesicht
Eng anlegen an ein Gesicht. Die Menschen aber
schrecken zurück,
Und nennen mein Auge: eine glühende Hölle, die alles
verschlingt.
Ich hab doch keines Menschen Herz gegessen.
Schamvoll weich ich zurück, mein Auge
Wird wieder klein, wieder verschleiert mein Blick.
Und ich schaue wieder schauernd in mich hinein.
So geh ich umher, milde, traurig, und horche auf
Stimmen, ob die fröhlich klingen.
Eine traurige Menschenstimme sägt in meinem
Herzen, in meinem Hirn, daß ich böse werde:
»Sei doch fröhlich, du quälst mich, sei doch fröhlich!«
Bis zum Zürnen bitt ich.

Oh das ist der lästige Mensch. Ihr verachtet ihn gar.
 Ihr seid stärker, ihr könnt
 Eure Nerven abschließen gegen den Schmerz des
 Nächsten.
 »Sei doch fröhlich, du quälst mich ja« – das hab ich
 verschließen gelernt.
 Aber ich habe so schwer doch gelernt, mich nicht
 ausziehen, mich verschlossen zu halten.
 Und dies: die Welt ist mir Wahrheit, nur ich mir Lüge
 und mein Tun.
 Das ist Einsamstes, oh häßlich, und zu wissen: meines
 Sehns Heiligkeit.
 So trug ich in mir: den Verzweiflungskampf mit mir,
 und das schwächliche
 Verträumen mit mir, die Unzucht Leibes und der Seele
 als heißeste Gier,
 Als die Gier nach Trank der Welt, als die Gier des
 Sterbens in Glut.
 Bis ich müdes Lächeln gelernt, bis ich keine Welt und
 keine Seele
 Anbettle, bis ich mich beschied: ohne mich zu sein.
 Und von da beginnt mein Werk: ich bin ein gutes,
 willenloses Instrument
 Eines Geschehens in mir mit mir und der Welt, und ich
 bin
 Eines Geschehens nebengehende, regulierende
 Exzentrizität. Und also im Geschehen seiend.

Der Mensch ist allwissend

I

Der Mensch ist allwissend, nur weiß er es nicht.
Es sendet die Sonne ihr strahlendes Licht
Hinaus ins weite Weltenrund.
Der Sonne aber wird es nicht kund,
Daß sie das Universum erhellt.
Sie selber schaut sich um in der Welt,
Fragend und zagend von Stern zu Stern,
Und sieht in jeglicher Himmelsfern
Die eine, urewige, finstere Nacht
Und nichts von all der leuchtenden Pracht.
Die Sonne sendet das schaffende Licht
Und sucht es in Sehnsucht und findet es nicht.

II

Der Mensch ist allwissend, und dunkel er's fühlt.
In seinem Innern er suchend wühlt
Und findet langsam Stück um Stück.
Und heller und heller wird sein Blick,
Den ihm sein Ego so gänzlich getrübt.
Und wie den Säugling die säugende Amme
So liebt das Ipse die leuchtende Flamme,
Das eine urewige Objekt, das Tu.
So stirbt das Subjekt und findet die Ruh.
Allwissenheit schaff ich durch eigenen Tod,
Ich war, ich bin, ich werde – – Gott.

Werden wir nicht alt genug

Werden wir nicht alt genug auf der Erde?
(Eine Wiedergeburt die hilf uns nicht) –
Unsres Denkens Frucht ist zu früh und fällt
Zu früh vom Baum, also ist sie zu spät, und auch der
Baum

Verdorrt, eh er sein Völliges erfüllt.
Wir müssen uns so beeilen, denn der Tod
Schneidet unsre Erdenmöglichkeit
Sinnlos ab, eh wir unsres Lebens Denkgestalt
Voll erschufen. Unsre »Reife« ermöglichen wir nicht.
Und zu fern sind wir, die Denkenden,
Den Menschen, die nur zwei Jahrzehnte
Jünger sind. Wir alle erreichen
Kein Alter, das reif ist und gleich macht,
Wo der Unterschied nicht Trennung mehr ist.
Wenn ein Zweihundertjähriger mit dem
Hundertfünfzigjährigen

Redete, so wär das voller Baum zu vollem Baum.
Aber unsre siebenzig Jahre, da sind zwanzig
Jahre eine fehlende Brücke schon von Mensch zu Mensch.
Und auch wir Denkenden, wenn wir ernst machen könnten,
Müssen wir hinweg. Unsres Gehirnes Unruh
Ist d o c h Stilgefühl für eine Mißlungenheit.
Die Lebensstrecken »stimmen« nicht zueinander –
Der Fünfzigjährige »weiß« tief unter ihm,
Daß nun vor ihm liegen müßte, wenn ein harmonisches
Entfalten seines Zurück gewollt wäre,
Noch dreimal und viermal sein Bisher der Zeit.
Seine Unruh, Unlust, Angst, Vergeblichkeit
Ist das Wissen, daß er bald genug
Sinnlos und vorzeitig abgebrochen wird.
Oh ihr täuscht euch, wenn dann des Siebzigjährigen
Müdigkeit

Sattsein sei, sie ist – – Ressentiment.
»Reife« seiner Lebensbahn erlebt kein Mensch.

Uhrmacherladen

Wenn ein Uhrmacherladen,
Wenn ein ganzes Haus, das angefüllt ist von oben bis
unten

Mit gehnden Uhren und mit Uhrmacherwerkstätten
Und Uhrmachergesellen ...

Wenn ein ganzes Haus voll Uhrmacherei

Wuchtig aufsteht

Und geht spazieren,

Und geht spazieren in großer Ruh ...

Dann ist das doch noch nicht so seltsam,

Als wenn ein Mensch daherkommt,

Doch immer noch nicht so seltsam.

Und dann redest du

In Ruh und Besinnlichkeit

Besinnliche Worte,

Und dir dann redet

Besinnliche Worte

Der Mensch, der Uhrmacherladen,

Das ganze, große, wuchtige Haus,

Bestellt mit Uhren und Uhrmacherei

Von oben bis unten,

Und redet besinnlich

Und geht dann wieder

Und hält alles so sicher in unerschütterter Balance.

Oh wer feine Ohren hätt, der hörte

Der groß und kleinen Welt atemloses Tickedurcheinander.

Wer feine Ohren hätt!

Wie kann eine Uhr den Laden verstehn,

Der jedes Pendel gegentickt?

Und doch, wo viele Uhren gehn,

Sind alle Pendel so nahe gerückt.

Die Welt ist ängstlich, die Welt ist gleich,
Die Welt ist vollgedrängt, am lautesten aber lärmt die
Leere.

In den weggeschobenen Wänden des Nichts
Muß ein Donner heulen wie unergründete
Grundlosigkeit.

Wenn alle Uhren stille stehn,
Dann schreit die Stille wie ein Echo ächzend
Nach Urgeburt und Unersättlichkeit.

Tick, tick, ticketick,
Ein jeder kleine Augenblick
Schwingt um, und alle Uhren
Sind wieder nah zusammengerückt
Und voll ist gleich und Fülle ist entzückt.

Reziprok

Mir war das »Nichts« zu schaffen,
Ich war in Schaffens Nöten.
Da kam es, mich zu töten,
Mein Schaffen mir zu rafften –
Nun hat »es« mich geschaffen.

Ich hatte viel zu lassen,
Urviel: das Lied vom All.
Da nahm mir wer die Qual
Der drängend toten Massen
Und hat das Leben mir gelassen.

Ich hatt' im Punkt zu sterben
Und war der Kugel angekettet.
Die hat wer in sein Herz gebettet,
Mein Leid für Lust zu werben –
Nun hab ich, was ich wollt', den Erben.

Nun kann ich tathaft schweben –
Ich bin im »Nichts« ertrunken
Und bin ins All gesunken
Und bin ein Was von Tod und Leben,
In mir, mir neben.

Nun fließen alle Flüsse
Vom Meer ins Meer.
Ich kam von Nirgendher
Und ende nicht. Des Lebens Süße
Blüht gegenwärtig – Abschied, Grüße.

Des Todes Früchte neigen
Herab von schweren Ästen,
Das Leben tanzt zu Erntefesten
Den Hochzeitsreigen –
Da muß der Dichter geigen.

Geigt, ißt, und tanzt im Chor ...
Chalifas reiche Gabe,
Firdusis Zug zum Grabe
Ins Nordertor, durchs Südertor –
Des Dichters Geige jauchzt und klagt den Wallern vor.

Hölzerne Säule

Eine Säule steht von Holz,
Drauf die Stimme sitzt und zieht die Beine hoch;
Fragt in alle Winde und verbittet sich die Antwort.
Alle Welt liegt rund in Ringen
Die sich engen um die Säule
Einen langen, langen Stock mit einem
kurzgedrungenen Hammer
Hält die Stimme in der Hand,
Zwischen zwei verwehten Fragen
Auf den Ringen mit zu spielen:
Bang, kling lang –; bang, kling lang –;
Diese Frage werf ich in das Meer.
Bang, kling lang –; bang, kling lang –;
Diese fiel zu kurz und läuft ein Stück.
Bang, kling lang –; bang, kling lang –;
Rote Mäuse springen mir vom Mund.
Bang, kling lang –; bang, kling lang –;
Flüchten über sieben Ringe.
Eine schwarze Katze sitzt am Rand der Welt.
Bang, kling lang –; bing bing, bang, bing –
Alle roten Mäuse rennen ihr ins Maul.
Bang, bang, schwarze Katz,
Wirst Du nimmer satt?
Da legt die Katz den Schwanz her um die ganze Welt.
Bang, kling lang –; bang, kling lang auf allen sieben
Ringen,
Der achte ist der Katzenschwanz,
Den traf ich mit dem Hammer.
Bang, kling lang; miau, mio; die Welt ist voll Musik.
Was aber über Ringe läuft,
Bang, kling lang –; bing bing, bang, bing –;
den kribbelts untern Sohlen.

FERNRER STERNE MILDE AUFERSTEHUNG

So hält das Leben seine
Tausend Fäden in Fluß,
So weben tausend Hände,
Was sich aller Ende
Fügen muß.

Wir fahren saused vorüber,
Weilend das Ziel so nah.
Wohl tausend Wege verwehen:
Meilensteine stehen –
Wir sind da.

So wollen wir anders und nimmer,
Endlich fügt es sich so.
Des Wandrers Mittag und Morgen ...
Abend umfängt ihn geborgen
Immer und wo.

Herr, laß mich betend schweigen,
Hör mich und hör mich nicht,
In Nöten hilft mir die Not schon,
Du doch heischst keinen Botlohn –
Du, der spricht:

»Ich bin der Weg, der Bote und das Ziel.«
Herr, laß mich suchen, weil ich finden will!

Gebet

Ich halte meine Hände gegen den Himmel.
Ich trage euch in der Fläche der Hand.
Nun wandelt, ihr, wandelt von Aufgang zu Niedergang!
Setzt eure Sohle fest auf meine Hand.
Eine weiche Sohle zögernd ? – oh stehe du,
Schönste, und träume.
Ich recke meinen Arm.
Du mit dem weißen Leib wie Glanz,
Schnee wie im Abendglanz,
Schimmernd warm und kühl.
Ich recke meine Arme, daß dein Haupt
An die Sterne ragt; nun künde mir
Das Lied.
Sings über Meere weg,
Daß Wiederkehr
Nah' mit des Windes
Rosen anstreifenden Fittichen.
Du schlanke Säule von Elfenbein,
Du stehst hochgetragen, du Liebliche.
Ich sink aufs Knie mit erhobenem Haupt;
Oh traure nicht,
Daß die Sterne dich umwölben.
Breite deine Arme aus,
Dich trägt der Duft.
Erbarme dich des Betenden,
Leg deine Hand
Sanft mir aufs wehe Haupt:
Daß schleiernd umfließt
Dein gelbes Haar mein Angesicht,
Oh beuge dein Haupt.
Sieh, Angebetete, mein Knie schmerzt sehr.
Setz deinen Fuß auf mein erhobnes Knie,
Reich mir die Hand, so steig herab!
Laß mich mein liegend Knie

Erheben, laß mich stehen vor dir.
Schau, wie mein Angesicht dich überragt.
Betend erhöht ich dich bis über die Sterne,
Liebend erhöh ich dich bis an mein Herz.
Schau, wie das Gras so weich –
Wir liegen unterm Rosenstrauch. Die schloß den Kelch.
Also umschließ ich mich in dich hinein.
Also empfängst du deiner Allmacht Bedeutung.
Frau mit dem Kind im Arm
Erinnre dich.
Sieh, wir sind drei, doch du hütetest des Lebens
Ewige Urgeburt.
Bedenke der Fülle.
Schenke dein Wehestes, oh Einsamkeit,
Wenn ich mein Haupt in Schoß
Zu sterben dir leg,
Daß ich dem Tode dich
Abringe und mein Kind.
Oh Kind, deine Mutter
War gütig deinem Vater,
So lebe, geboren, und gehe in die Einsamkeit.

Der Mond steht hinter meinem Haus,
Er schickt sein Licht ins dunkle Land hinaus.
Ich seh den Mond nicht, doch das hellbeglänzte Land.

In meinem Herzen steht ein stiller Stern,
Ich geh so dunkel durch die Welt; ach gern
Nähm ich des Sternes Licht heraus in meine Hand.

Der Atem Gottes weht von fern, fern her;
Wir alle gehn verirrt, wir leiden sehr.
Tief summt die große Glocke, wo Gotts Atem weht.

Ein Meer ist aufgetürmt, wir schreiten stumm,
Dann schrein wir gellend: Finsternis und Furcht ringsum!
Und doch ein leuchtend Sehnen über Sternen geht.

Der Mond ging unter
Hinter meinem Haus –
Die Nacht ward dunkler
Und die Sterne loschen aus.

Nun noch ein kurzer Traum von dumpfer Not,
Dann blüht das Morgenrot,
Dann steigt die Sonne.

So war Leuchten in der Nacht,
So ist Sonne in des Tages Pracht.
So auch kommt die Not und geht.
Der Tod
Wird alles decken, und dann leuchtet auch
Noch fernrer Sterne milde Auferstehung.

Meine Seele ist Sehnsucht

Meine Seele ist Sehnsucht,
Ein Licht in der Nacht;
Eines Fernvogels Rufen
Leis hergebracht.

Eines Fernvogels Fittich
Streift Sternstrahlen sacht –
Meine Seele hat Mittsommer –
Nächte durchwacht.

Meine Seele im Mondkahn
Durchrudert das Meer,
Ferne Gebirge,
Luftleicht und leer,

Schwimmen am Bord vorbei;
Ach, wo ein Ort ihr sei,
Sucht meine Seele, die Fahrt ist frei.
Meine Seele ist Sehnsucht, ein Segel auf dem Meer.

Meine Seele ein Segel
Liegt leicht an dem Wind,
Straßen zu steuern,
Die nie von einem Kiel gepflügt sind.

Ach, aber der Anker
Sinkt grundlos hinab.
Meine Seele ist Sehnsucht
Auf Wassern tief.

Auf silbernen Füßen lief
Meine Seele am einsamen Grab,
Tat ihr Hemd und ihr Heimweh
Heimlich von sich ab.

Die Wasser sind verlaufen,
Der Stern liegt trüb im Gras –
Ob wir noch Segel brauchen,
Meine Seele, wer weiß das?

Beschwörung

Am Abend wenn die Gäste all gegangen,
Dann ist mein stiller Tag erst angefangen.
Mein Tag ist spät und hat sich in die Nacht gebettet,
In ihre Stille hab ich mir ein Licht gerettet
Und sanft gestellt an einen einzgen Ort:
Da find ich Antwort auf so manches dunkle Wort,
Da bin ich mild geborgen vor dem Flackerschein
Der schwülen Unrast und der irregehnden Pein.

Ich bin der Weltensitzer auf dem Stuhl im Hochgewölb,
Und ist ein Stern und Stimme über meinem Haupt gestellt.
Da halt ich Umwacht allem Sonnenkreis und Chor
Und allem Weltstrom durch das unverschlossene Tor.
Zum Lichte schweben sie, die Kugeln, stumm und groß,
Und neigen grüßend sich des Chaos Bäume mir in Schooß,
Und rauschen Urschachtarme über meinem Haupt hinan,
Mein Licht ist angetan mit Singen und ein weißer Schwan.
Dann will ich mich bereden und der Ordnung Merkmal halten
Bis weit ins Dämmernde, und aller Luftgestalten
Am Rand des Raumbedürftgen, und will Einstrom senden
Zu allem Scheinhaftnichtigen und was im Dunklen enden
Am Urunlebenden aus keiner Farbe quillen soll,
Dann will ich meine Hand durchs Weltall leiten —
Sie soll so sanft durchs Haar der Moira gleiten,
Durchs Haar der Schlafenden, und übers rumpflose
Haupt der Denkerin; und eine schmale Rose
Laß ich entschweben überm Nordstern süß,
Da soll sie weich ruhn Ros' im Paradies
Und ohne Ranken sein und eine Blume nur,
Die soll das Widerlicht sein und des Lebens Uhr
Ohn alles Sterben, ungestützt und duftgewoben.
So geht der Strahl von meinem Licht doch süß nach oben ...
Mein Stuhl steht fest und tief, und einzig schlägt mein Herz.
Oh stilles, heilig, hohes Rauschen lauschen

Und tauschen will mein Herz mit allem Herz.
So aber ich der Welten Umgang angeordnet,
Will ich entschlummern, bis ein neuer Tag der Welt
geworden,
Hosianna singt, ihr Sonnen, denn Rose blüht in Ewigkeit.

Der gotische Dom

Vogel Sehnsucht, verweht von der Sonne,
Deiner flammenden Heimat –
Inbrünstiger Glut
Durchfuhrt du die Räume der Finsternis;
Dir fraß die Kälte der Welt ans Herz.
Vogel Sehnsucht, die Erde ist nah!
Glühballende Träume
Der rollenden Unrast
Erwälzen im Bauch
Der schwangeren Erde.
Kains Tochter schreit kreischend in Weh.
Sehnsuchtsvogel! durch Dünste zu tauchen:
Schwamm-schwimmende Schlacken zerreißt dein Fittich,
Feuertauchende Seele der Welt.
Tiefenwärts schmiege, Irrkind der Sonne;
Stiefmutter Erde
Im engen Stübchen
Mißgönnt dir den Platz, und die Glut ist karg.
Aber den Weg in die Welt verschloß
Die schwimmende Lava –
Die zähe Rinde der schlaffen Qual –
Wie ein eiterndes Gift mit brüchiger Borke.
Oh Vogel! Oh Sehnsucht! dein Kerker ist eng.
Ducke dein Haupt unters Flügeldach,
Decke dich still in dein Träumen.
Wecke dein sanftestes Wiegenlied:
Deine Mutter, deine Mutter ist wach.
Leise singt die Sonne, dein Wehestes zuckt:
Sonne, Mutter Sonne, dein Kind schläft bang.
Laut singt die Sonne, dein Flügel erbebt:
Meine Mutter ruft, meine Mutter ruft, und ruft laut.
Horch! wie die Sonne durchs Weltall schreit:
Mein Kind ist in Bangnis und Haft.
Und sie stößt ihre Strahlen durch Winter und Nacht:

Mein Kind, steig auf! Ich zerschlage die Welt,
Mein Kind, mein Kind zu erlösen.

Da breitet die Sehnsucht die Flügel so stark
Und so weit, daß die Erde erbebt.

Auf! Vogel Sehnsucht! die Heimat! das Licht!
Und dein glühender Flügel zerschmilzt deine Haft.
Auf! Vogel Sehnsucht! rei mit, was nicht weicht,
Sonne, Sonne, ach die Sonne!

Und schwer erhebt sich in die Hh,
Triefender Schwere belastet: der Sonne verirrtes, der
Sonne sehnedes,
Der Mutter Sonne sehned gesuchtes Kind
Und schwebt.
Oh, seine Schwere sinkt langsam nur:
Erdwurzelnde Säulen, gestarrte Glut,
Gewölbte Flügel, erhobenes Haupt,
Mit dem steuernden Schweif zur Erde geneigt,
Mit dem sickernden Regen der glitzernd abrinnt
Wie Rauhreif der Wintersonne;
Steig, Vogel, steige! du badest dich rein
In feurigen Athergen des Lichts –
Bis die Spitze des Domturms sich löst, und du frei
Deine weiteste, letzte Reise beginnst:
Bei der Sonne zu wohnen am Herde der Heimat.

Wir aber treten entblößten Haupt
Ins Haus der Erhebung und beten.

Urvision

Im Traum der Sehnsucht schwebt eine Welt,
Die ohne Raum zusammenhält,
Und der Zeit entflohn.
Wo der Vater und der Sohn
Ihrer Spiegel trübes Bild zerschlagen
Und mit engverschlungenen Händen,
Alles Zweiseins Leid zu enden,
Einen goldnen Reif zur Tiefe tragen:
Da die Mutter sitzt an dunklen Bächen
Überm Abgrund, dessen Säulen brechen.

Christus und die Moira

VII

Als Christus saß am Strand des Meeres
Und sah den Wellen zu, da hört er leise
Von fern ein Lied im Wind und lächelte.

»Als du jung warst, war ich alt.«
Ein Palmenbaum fächerte, und Christ las Muscheln –
Und nahm die silberglänzenden in seine Hand,
Und ließ sie sinken sanft in Sand, und sah aufs Meer.
Es ist so schön, die weißen Segel
Der Schiffer auf dem Meer zu sehn.
Es ist so schön, dem Flug der Vögel
Im blauen Himmel und im weißen Sonnenlichte
nachzusehn.

Das Glück ist Christus. Und er wußte das.
Und Christus lächelte, ein Mann und Kind –
Und sang das alt-uralte Lied der Moira leis.
So leise, lieblich, liebevoll, so lächelnd-weh;
Und hielt sein Ohr gen Abend, und die Sonne sank,
Und goldne Vögel stiegen wieder auf und sangen
Sternnachtigallenlied der linden Nacht –
Bis an die hohe Harfe strich der sanfte Wind
Und tief im Meere läuteten versunkne Glocken –
Es ging ein Zittern weich hin übers weite Meer:

»Als du jung warst, war ich alt –
Eia Christuskind im goldnen Kahn!«

Der Zug der Toten

Die Toten waren zuviel geworden –
Sie hatten Kinder gekriegt
Und lagen zu fünfen und sieben in Särgen,
Da war's auf dem Kirchhof zu voll
Und viel zu eng.

Die Toten hatten Versammlung im Kirchenkeller
Bei einer dunklen Nacht.
Draußen war ein Gewitter und berghohe Wolken
Wälzten sich über das Kirchendach.
Bei Blitz und rollendem Donner erhoben die Toten
Ein Kriegsgeschrei und beschlossen sich Land zu erobern
Für ihre Frauen und Kinder,
Land für ihr großes Totenheer, Land und Lager.

Es war in einer hellen Vollmondnacht,
Da haben die Toten ihren Kriegszug gemacht.
Sie hoben tausend Säрге über die Mauer,
Und tausend hölzerne Kreuze.
Sie trugen Grabscheite auf ihren Schultern,
Und eiserne Spitzhacken,
Und hatten Seile um ihre Hüften geschlungen
Und trugen ihre kleinen Kinder im Arm,
Das ganze Heer der Toten wanderte.

Und als sie zogen über den Hügel hinab
Durchs hohe Korn und über den Feldweg
Bis an den Bach und das Brückengeländer
Und waren die Vordersten schon im Grund an den
Weiden
Und gingen wieder hinauf neben den Krüppelkiefern –
Da sang der lange Zug das Totenlied:

»Wir suchen Ruh im Sarge
Und suchen Platz im Grab,
Wir müssen wieder wandern,
Die Welt ist viel zu voll.

Wir sind das Heer der Toten,
Das immer größer wird.
Wir müssen alles erobern,
Bis daß die Welt ein einzger Kirchhof wird.

Der Tod muß ewig sterben
Und neue Särge baun,
Wir sind die alles erben,
Unser Volk ist unermesslich anzuschau.«

Da kamen die Toten bis hoch auf den Berg
Und bauten eine Mauer im Viereck um den Gipfel,
Und gruben tausend Gräber für ihre Kinder,
tausendmal vier,
Und gruben tausend Gräber für ihre Frauen,
Und gruben tausend Gräber für ihre Soldaten,
Und taten Särge hinein, große und kleine,
Und pflanzten hölzerne Kreuze
Und sangen ihr Siegeslied:

»In einem tiefen Tale,
Da steht ein großer Baum,
Er wächst bis an den Himmel
Und Sterne hängen dran.

Das ist die Kirchhofsesche,
Der Welten Totenbaum,
Sein Holz zersägt zu Brettern,
Wir zimmern Särge draus.

Und aus den Zweigen schneiden
Wir Kreuze und die stelln
Wir stolz auf unsre Gräber,
Bis alle Welt ein Kirchhof wird.«

Der Mond ging von dem Berge
So still hinab ins Tal,
Die Toten legten sich in ihre Särge
Und langsam wieder aus dem Meer ein neues Frührot kam.
Das sah den Berg verwandelt,
Ein Garten lag, der über Nacht gepflanzt,
Auf seiner höchsten Kuppe und dann kam die Sonne
Und ging den alten Himmelsweg von neuem überhin –
Bis daß die Toten wieder aufstehn, neue Erde zu erobern,
Denn unermesslich ist das Heer der Toten anzuschau'n.

Der Wind bläst um mein Haus
Mit starkem Wehn,
Fenster und Türen rüttelt er,
Leise klirren die Scheiben.

So kann der Mensch sich verschließen dem Wehn
Der großen Welt, des ruhelosen Draußens,
Und muß doch verspüren das Draußen und die Welt
Am Wehn des Geistes, der vorübereilt auch an ihm.

Wandert jetzt ein Komet seine Bahn
Hin zur Erde, und wird er nahn
Mit immer schnellerem Fahren?

Er wird vorüberfahren,
Er wird uns schwinden,
Aber wir werden ihn sehn,
Wenn er am Nachthimmel uns leuchtet.

Wer im Wind nicht die Ahnungen des Weltgeists erhört,
Wer nicht ersieht an Sternen:
Wie die Ferne uns so nah,

Der müßte sich verschließen in Höhlen,
Doch käm ein Fließen wohl die Wände herab
Und ein fröstelndes Schauern in seinem Grab.

Es ist nicht gut, einsam zu sein,
Stimmen des Weltgeists erschrecken den Einsamen, der
sich vergräbt.

Es ist wohl gut, stille zu sein,
Stimmen des Weltgeists hört die Seele, die lauscht.

Komm herein zu mir,
Dem Einsamen, komm

Einsamer Weltgeist, lege deinen Mund an meine
Fensterscheiben.

Ich will mein Erschrecken dir
Leise sagen,
Ich will dich fragen:
Was ist mit dir und mir?

Sieh, mein schweres Denken Nacht um Nacht
Hat mir die schlimme Einsamkeit in meine Seele gebracht,
Hat mich so verlassen gemacht,
Hat mich in harten Banden gehalten,
Oh sieh, Schreckgestalten
Schauten mir ins Fenster,
Blas du sie fort.

Sag mir das leise Wort,
Windlied, sing mir die Seele
Des ruhelosen Weltgeists,
Und besprich im leisen Summen mit mir,
Wie meine Seele sich auflöse in dich.

Dann find ich in der Einsamkeit
Die Lösung vom Leid,
Das Durchwehen der Welten und die ruhevollen,
allbewegte Ewigkeit.

Sargdeckel

Horch! Es schloß.
Nun liegt die ganze Welt in Angeln,
Festgefügt; nun läuft der Mond am Rand
Rund herum und kann die Tür nicht finden.
Draußen sind die Sterne, und mit bangem Warten
Fragt die Sonne bei dem Buckelmann
(Der auf einer hohen Säule
Mitten überm Abgrund sitzt
Und mit runden Kieselsteinen
In die andre Welt wirft, fetten Kröten
Mitten auf den Kopf: kawih! ...)
Ihren Weg zur Erde und die Eingangstür.
Aber also kurz vor Morgen
Ist die Welt eng wie ein Brunnenloch,
Drin ein Eimer hängt an langer Kette.
Also über meinem Haupte eine Stundenuhr am Hangbord
Hat ein dickes Pendel, das steht still.
In der Totnacht ist kein Flügelrauschen -
Wie in niedern Grubengängen
Aus dem Hangenden ein Felsenblock
Also liegt sie schwer am Boden,
Die herniederfiel und aus dem banger Mond
- Der sich fester an die Wand drückt -
Fast ein Viertel noch herauslug,
Daß er eingeklemmt im Winkel
Wie ein Scherbenteller steckt.
Nun muß alle Welt ersticken,
Da des Sarges Deckel schloß.
Weiß mir keiner, wo das alte
Bettelweib mit blauer Schürze jetzt im Graben hockt?
Die muß hinterm Leichenwagen gehn.

Wohl schreitet die Sehnsucht brückenden Schrittes
Von Berg zu Berg übers Tal,
Von Stern zu Stern; die Spur ihres Trittes
Leuchtet im Weltenall.

Sie schreitet, schreitet auf glühenden Sohlen
Ewig im ewigen Raum;
Wo End und Anfang zeitlos rollen,
Schleift ihrer Schleppe Saum.

Sie schreitet, schreitet mit suchenden Füßen
Vom Vollen ins leerste Nichts;
Und wo sie hintritt, im Dunkel sprießen
Brennende Blumen des Lichts.

Und wo sie hintritt, im ewig Leeren
Urewige Fülle aufquillt,
Urewig des Endes Anfangbegehren
Des Anfangs Ende stillt.

So über die Weiten und über die Zeiten
Vom Nirgendwo zum Niemand
Mag wohl die Sehnsucht brückend schreiten
Von Berg zu Berg übers Tal.

Lied im Kahn

Ruhe, sanft schließende, rings um mich her;
Alles so still ineinander gefügt.
Legt sich der Abend, kein Atem geht mehr;
Wie so mein Kahn auf dem Wasser liegt.
Frühnacht des Sommers ist weich wie der See:
Kein Sehnsuchtsstern, kein dunkles Weh.

Letztes Rot auf der Ferne Rand
– Da Farbe nicht brennt und kein Nebel verkohlt –
Das: Licht und Nacht beieinander fand
Und keine Wand, keine Lampe geholt.
Überall Frühnacht, überall Rast,
Kein Schlaf und kein Traum oder wache Hast.

Was ich sehe, das weicht nicht, zeigt nicht; schweigt.
Was ich höre, das ahnt nicht den Ton und den Tod.
Und so hoch der Himmel, sich doch nicht neigt;
Zum Gruße zu nah, und zu weit der Not.
Mich trägt das Wasser, mich trägt der Kahn,
Und weiß nicht; mich faßt keine Tiefe an.

Einsam war ich, nun ganz ich's vergaß –
Ernsthaft nahm ich die Welt und mich,
Denen ich gläubig geöffnet saß:
Nun aber die Stimme erfüllt war, schwieg
Das Schweigen; ist keiner, der antwortet: fragt.
Ist nur, auf daß ein Kahn mich trägt.

AUS DER PROSA

Pro Domo

Dies ist das zweite Buch, mit welchem ich vor die Öffentlichkeit trete, und der Leser könnte fragen: weshalb eigentlich? Aber da hätte einer viel zu thun, wollte er die Fragen seiner Leser beantworten!

Der Inhalt meines Buches. – Ein Dichter hat ein gutes Recht, sich selbst zu geben. Von diesem Rechte mache ich Gebrauch. Darum auch die Buntscheckigkeit in meinem ersten und diesem meinem neuen Buche. Dem oberflächlichen Leser mag der Inhalt wahllos zusammengewürfelt erscheinen; der Tieferblickende wird bald erkennen, wie all diese Blumen und Disteln aus einem Erdreich gewachsen und vom Gärtner sorgsam verteilt sind. Und der Humor, der darüber hingaukelt, gehört dazu, wie der Schmetterling zum Garten. Andersen nennt den Schmetterling eine Blume, die sich von ihrem Stengel losgerissen hat. Der Humor aber ist ein Schmetterling, welcher in mein Buch geflogen kam und zur Blume verwandelt wurde. Und fruchtbar wie Unkraut ist die Schmetterling-Blume Humor und überwuchert Gedanke und Stoff. Recht so, blühe nur fröhlich weiter, bis mein Buch wie ein Beet Kapuzinerblumen aussieht. Die saftigen blaugrünen Blätter sehen aus wie mit Gummi bestrichen. Und die roten und gelben Blüten in ihren Orange-Farbenschattierungen und -mischungen, sind sie nicht prächtige Falter, welche sich auf den Blättern niedergesetzt haben und dort kleben geblieben sind?

(1902)

Ästhetik

Seele und Kleid der Dichtkunst in Versen: Eine gesunde Kinderseele, eine unaffektierte Metrik. »Vermeide Pose und papierne Verse« sind zwei Gebote, und das dritte? Du sollst den Werkeltag heiligen. Sechs Arbeitstage und einer zur Ruhe. Und am Ruhetag laß die anderen sechs Revue passieren. Aber an den anderen Sechsen sollst du arbeiten und deine Pflicht thuen, ohne zu grübeln, ob Pflicht und Arbeit zu etwas führen. Und bist du ein Poet, so heilige dein Schaffen und glaube daran und sei nicht ästhetisch! Um Gotteswillen nicht ästhetisch! Es zu sein ist ja allein schon deshalb überflüssig, weil es die Rezensenten dreifach sind: ästhetisch im eigenen, in deinem und in des Publikums Namen. Darum, und aus vielen anderen Gründen ist Ästhetik Ballast, sei es die Ästhetik der Papierblume oder die der Ballonmütze, Kamillenthee mit Zucker oder schimmliches Schwarzbrod mit Schmalz. Sei kein »Schönheitspriester«, sei kein »Armeleutsapostel«. Aber wenn dein Gedicht fertig ist, dann magst du Ästhetiker sein nach Herzenslust. Erst der Stiefel und dann die Wichse.

(1902)

Gehalt

Die Werke eines leeren und wertlosen Menschen sind leer und wertlos. ein gehaltreicher und wertvoller Mensch kann untauglich für die Kunst sein, dann ist sein Werk vielleicht wertlos und leer, höchstens aber gehaltvoll und formlos. Ein Mensch kann sonst leer und wertlos sein, und doch tauglich zur Kunst, dann giebt er uns Form und keinen Gehalt. Beim Leerling sind Form und Gehalt wertlos. Beim wertlosen Künstler ist der Gehalt wertlos und nur die Form gut. Beim wertvollen Unkünstler ist der Gehalt gut und die Form schlecht, und er ist höher zu werten als der wertlose Künstler. Und nur der echte Künstler, der Mensch also, welcher wertvoll und tüchtig, d.h. tauglich zur Kunst ist, bietet in Form und Gehalt etwas Gutes. Und wo das Gute geboten wird, ist es lobenswert und wertvoll, unbeschadet des Besseren und Besten. »Die Poesie ist Edelmetall« u.s.w.

(1902)

Humor

Der Humor ist das Prinzip der Schöpfung, wie mein Freund Humphrey, der Philosoph, sagen würde. Humor liegt im Schöpfer, Geschöpf und Schaffen. Und alles ist nur ein Spiel. Und die höchste Kunst des Künstlers kann auch nur und soll nur ein Spiel sein. Denn das Spiel ist das Wahre. Im Spiel liegt der tiefste Ernst, die tiefste Wahrheit, der ewige Wechsel. Die Katze spielt mit der Maus und frißt sie. Und was thut's, ob die Maus den Spaß nicht göütiert. Der Ozean spielt mit dem Schiff und verschlingt es zuletzt. So spielt der Tod mit uns. Heine hat den Blitz einen Witz aus dem Haupte Xronions genannt. Eine Xenie ist er. Und der arme getroffene Mensch wird nicht gefragt, wenn der hohe Olymp sich über einen geschundenen Marsyas oder Nikolai amüsiert. Der Tanz der Sphären ist ein Fußballspiel der ewigen Götter. Was thut's, wenn die Bälle zerspringen. Eine Sonne ist tot, schnell eine neue!

(1902)

Kraft und Kultur

In der Jugend ist man Eklektiker des Zufalls. Der Appetit ist noch so gewaltig, daß man wie ein Vielfraß Nahrung hinunterschlingt, welche man findet und wo man sie findet. Ein Unterschied zwischen Wahl und Wahllosigkeit ist schon da vorhanden aber wegen der Quantität, derer ein jugendlicher Magen bedarf, schwer zu konstatieren. Ob er beim Gastmahl des Geistes gewisse Gerichte bevorzugt und mehr von ihnen als von andern ißt, er ißt von allen, die überhaupt auf die Tafel kommen, so viel, daß die Beobachtung eines Kellners: »Ihm schmeckt alles!« neben der ebenso richtigen: »Ihm schmeckt dies besser als das« die augenfälliger ist. Der Epigone aber – seiner Lieblingspeisen mögen hundert mehr sein als derer des jungen Nichtepigonen oder sich auf eine Mindestzahl, weniger als die seines vorhin genannten Tischnachbarn im Bahnhofsrestaurant, beschränken – ißt von Anfang an à la carte, da er niemals jung gewesen ist. Gourmandie ist von der Suppe an das Erkennungszeichen des Epigonen. Der Epigone hat eine Zunge, das Genie einen Magen. Der Epigone ißt, um zu essen, das Genie um zu leben. Der Epigone wählt das Schmackhafte; je raffinierter sich sein Geschmack entwickelt, je mehr läuft er Gefahr, daß der Nährwert der Speisen zum Opfer der *Kochkünstelei* wird. Das Genie wählt das Nahrhafte und *lernt*, daß wahrhafte *Kochkunst* den Nährwert des Nahrhaften noch vermehrt. *Nicht die Kultur ist also das Erkennungszeichen eines Genies* / wenn sie auch bei dessen Vollreife immer vorhanden ist und da sogar, wenn die Schalen sonst gleich stehen, den Ausschlag zu Gunsten des einen Genies über das andere geben kann /, *sondern die Kraft*. Kultur ohne Kraft heißt Epigonentum. Kraft ohne Kultur hat das Genie in seinen Flegeljahren. Kultur ist also in der Jugend am verdächtigsten. Eine reingewaschene, zarte Haut über schlaffen Muskeln. Erkennt man aber sogar noch im Alter unter einer reingewaschenen Haut die

Muskeln der Kraft – hurra Gentleman Genie. Denn was ein rechter, echter Flegel ist und sich gesund auswächst, kann später auch in Glacéhandschuhen boxen und fürchtet sich nicht.

Wir essen und zeugen, oder *versuchen* das Letztere wenigstens. Der Epigone ist, und bleibt, polygamisch; und hält er es mit nur einer Frau, so ist er monogam aus Gesundheitsrücksichten. Das Genie aber beginnt vielleicht mit dreitausenddreihundert und dreiunddreißig Weibern des Harems eines Königs der Aschanti. Schickt ein Weib nach dem andern fort bis er der Einen treu bleibt, was nicht ausschließt daß er in heimlichen Stunden und auf krummen Wegen zu Keksweibern schleicht; oder er findet auf gradem Weg die Eine nicht und durchsucht Himmel, Erde und Hölle darnach. Seine Kinder zeugen wieder und fruchtbar ist sein Geschlecht bis in alle Ewigkeit. Und selbst der Bastard in der siebenten Generation hat noch von seinem Blute.

Das Genie ist einseitig. Wird es wenigstens. Sein Leben ist ein Ausscheiden des Widrigen. Um etwas ausscheiden zu können, muß man ein Mehr aufgenommen haben. Das bleibende Etwas ist quantitativ mehr vielleicht als das Aufgenommene aber Nahrungslose des Epigontums. Trotzdem darf man ihn keinen Eklektiker nennen. – Das Genie ist, wenn es ganz eng ist, ein Eins in Einem; ist es weit, so ist es das Viel in Einem; die Vollendung wäre das All in Einem. Epigontum aber ist viel von vielem, oder im Engsten eins von vielem; aber niemals eins in einem, geschweige denn alles in einem. Aber eins in vielem zu sein, ist weder Kunst noch Kunststück, sondern der Welt Lauf. Und viel in vielem: – das kriegt selbst die Seelenwanderung in tausend Jahren nimmer fertig. Auch wärs ein Kunststück unsrer Logik nur. Denn wahrlich sind wir Eins und Viel ... Das Genie ist mittelpunktlich, der Epigone ist segmentär. Der Punkt ist schon eine Kugel; aber die Summe aller Segmente ist *nicht* die Kugel, was auch die Mathematik dazu

sagen möge. Nur der Genius hat den Mittelpunkt, der die Segmente zur Kugel fügt; den Mittelpunkt, der entweder die Segmente in sich einschluckt und solcherweise zur Kugel schwillt; indem es sich in seinem Bauch stößt und quetscht und wieder ausstößt also daß die Kugel wächst, gewachsen wieder Platz hat für schon einmal Ausgestoßenes, Neues einnimmt, stößt und quetscht und wieder ausstößt ... oder das Genie hat den Mittelpunkt, welcher alle Segmente von sich fernhält und zum Punkt des Punktes schrumpft, dort aller Welten Strahlenbündel in sich einzupflanzen.

(1905)

Etwas über Selbstbiographie und ihren Wert

Ein jeder Mensch kann ein gutes Buch verfassen, welches nicht nur lesbar sondern auch lehrreich sein wird. Ein jeder Mensch *sollte* ein gutes Buch verfassen, welches gelesen und beherzigt werde. So ähnlich sagt Carlyle.

Ein solches Buch ist eine Selbstbiographie. In Wirklichkeit verfaßt sie ja ein jeder – nur daß er nicht immer Tinte, Feder und Papier zu Hülfe zieht – und seine Umgebung liest diese Selbstbiographie: der eine aufmerksam, der andere oberflächlich, der Freund rezensiert sie freundlich, der Feind feindlich und kaum einer beherzigt die darin enthaltenen Lehren. Eine Moral enthält ein jedes Buch, ob sie im Worte dasteht oder nur zwischen den Zeilen hindurch schimmert. Sie ist oft schwer zu entziffern und versteckt sich wohl hinter ein abschreckendes Beispiel, welches dann leider den unverständigen Leser gar nicht schreckt. Daher das Sprichwort: Böse Beispiele verderben gute Sitten; daher die Bitte: Führe uns nicht in Versuchung; aber auch der Trost: Es irrt der Mensch solange er strebt.

Leset und lernet, lernt und lest! Stündlich schreiben die Autoren des Lebens ihre Bücher. Je nachdem ein Mensch nun ein Trauerspiel, eine Komödie oder ein Monodrama: einen Band lyrischer Klagen, lustiger Trinklieder oder schmetternder Kriegsgesänge: ein Heldenepos, eine Idylle oder eine Satire: einen idealistischen oder naturalistischen Liebes- und Triebroman: eine Abenteuerromanze oder einen Kriminalroman lebt und je nachdem sein Lesepublikum beschaffen ist – je nachdem auch stellt sich der äußere oder innere Erfolg seines lebendigen Buches ein.

Selten laufen aber äußerer und innerer Erfolg parallel. Da wird ein Buch in den teuersten Einband gebunden und um einen Liebhaberpreis verkauft; jeder spricht über das allerneueste Werk, welches etwa den Titel »Carrière« hat; jeder blättert darin herum, hastig, oberflächlich, greift zur Feder und schreibt ein eigenes Buch unter dem Titel: *meine*

Carrière. Glaubt mir: solche Bücher haben trotz des beinahe unerschwinglichen und in den meisten Fällen unverhältnismäßigen Preises den allergrößten äußeren Erfolg (für ihre kurze Spanne Zeit wenigstens), machen die größte literarische Schule – aber gerade das Buch der neuesten Saison verdrängt unerbittlich das vorjährige, so kommt keines zu rechter Wirkung.

Da kommt ein Buch anderer aber verwandter Art heraus. Es heißt »Schwindel« und ist die siebente Neubearbeitung der hundertfünfzigsten Auflage eines älteren Werkes. Der Name des jüngsten Bearbeiters ist der des Direktors irgend einer Bergwerksgesellschaft für Kalibohrungen auf der dunklen Seite des Mondes.

Oder die vielgelesenen Zeitschriften, als da sind: Parteihafter und Klassenkampf, Völkerrivalität und Krieg mit ihren Gegenorganen: Indifferentismus, Utopie, Wurstkessel und Teetopf; daran arbeiten die allerverschiedensten Autoren, ständige und gelegentliche Mitarbeiter, dickköpfige, schwachköpfige, hohlköpfige und Kopflose; sie – die Zeitschriften mit ihrem schreibenden und lesenden Anhang – werden geleitet von befähigten oder beamteten Redakteuren, die auch wohl beides zugleich sein können und ihrerseits wieder unter einem Herausgeber stehen oder sich ihn wählen. Nicht immer wird auf den guten Inhalt gesehen, wenn nur die Ausstattung prächtig ist, reich verzierter Einband, Goldschnitt und Velinpapier mit schönen Bildern, Titelköpfen und Schlußdekorationen in Form von Sternchenarrangements, fünf- und siebenzackigen Gitterleisten, Bandschleifen und Kettenornamenten. Wenn das nur dauerhaft gearbeitet wäre, wenn damit nur vorsichtig umgegangen würde. Aber nach kurzer Lesezeit ist der betreffende Jahrgang meist arg zerrissen und zerschlissen. Dann kommt er auf die Rumpelkammer, wo ihn die Mäuse benagen, oder zum Antiquar, der ihn zweiterhand billig absetzt.

Vergessen dürfen wir aber nicht die abertausend Bücher, welche im Selbstverlage erscheinen, Freundschaft, Liebe,

Frömmigkeit, Höflichkeit, Bescheidenheit, Nachgiebigkeit, Achtung, Gehorsam, Ehrfurcht, Bereitwilligkeit, Hülfe, Opfer, nicht alle gleichwertig, alle aber lobenswert und lesenswert, einer schreibt ein Buch »Pflicht« – es ist ein treffliches Buch, eines der fleißigsten, aber außer des Verfassers treuestem Freunde liest es keiner und kaum ein Buchhändler nimmt es auf Lager. Da verkauft sich noch besser »Verfehltes Streben«. Winkeladvokaten, Volksaufwiegler und umgekehrte Genies, aber auch Prediger in der Wüste, Propheten und Philosophen gehören zu den Käufern. Das Buch »Mißratenes Leben« liest man heimlich zur Ergötzung und entrüstet sich öffentlich darüber. Die es aber öffentlich zu entschuldigen suchen, beten im stillen Kämmerlein mit dem reuigen Autor. Aber wer kennt die Titel aller Bücher? Ebenso unersättlich ist die Lesegier der Menge als die Schreibfertigkeit des Einzelnen. Und wer für sein Buch auf keinen Leser hoffen darf – er schreibt es doch und liest es selbst. Wohl ihm, wenn er es liest, denn er kann viel daraus lernen. Das ist ein schlechter Schriftsteller, der nicht mehr aus seinem Buche herausliest als er hineingeschrieben hat, so ungefähr lautet das Wort Eines der es an sich selbst im guten Sinne erfahren hatte.

Ja, das Leben eines jeden Menschen enthält mehr, als er selbst hineingelegt hat. Wenn uns sein Leben nur ehrlich vorgelegt wird, wir können das, was er hineingelegt hat und noch ein gutes Stück von dem Mehr wieder herauslesen. Es soll mal einer kommen und sagen, ein Leben sei wie das andere und es lohne nicht der Mühe, zu vergleichen. Auf die Augen, auf die sehenden Augen kommt es an und Goethe liest aus Blatt und Blüte, Horn und Zahn die Metamorphose der Pflanzen und Tiere. Aber wie las er sie! Wer die Regel bauen will, muß die Einzelfälle prüfen und sortieren. Aber wer die Regel gebaut hat, freut sich jedes neuen Einzelfalles, denn siehe – die Regel stimmt. Was ist uns schließlich eine Regel? Der Einzelfall, das ist die Regel. Ein zoologischer Garten ist instruktiver als der ganze Brehm.

Der Einzelfall ist auch umfassender als die Regel, da er die Regel und seine eigene individuelle Existenz in sich vereint.

Was ist Luther im Auge eines Kaplan Majunke und Cagliostro im Auge Carlyles? Wer setzt diesen Schwindler nicht ohne Zögern über jenen Reformator?! Auf das lesende Auge kommt es an. Man denke sich nur Kants Kritik der reinen Vernunft anstatt von ihm selber vom Säulenheiligen geschrieben »nach Kants Kollegheft«. Der Heilige hätte in Königsberg nichts gelernt, aber Kant unter dem Publikum am Fuße der Säule – das wäre ein anderer Fall.

Auf das sehende Auge kommt es an. Wohl, ein Auge sieht schärfer als das andere, oder weiter und vermag, weil es darauf eingeübt ist, besser und schneller zu kombinieren. Aber wenn ein Auge nur normal sieht, oder nahe genug am Objekt ist, oder weit genug davon, oder die richtige Korrektionsbrille trägt und wenn ein Auge durch keine getrübbten oder gefärbten Gläser sieht – was es dann sieht, es ist des Sehens und Notierens wert. Damit komme ich auf die Eingangsworte zurück, daß jeder Mensch *ein* gutes Buch schreiben kann und soll, nämlich seine Lebensgeschichte.

Es ist bedauerlich, daß das so wenig, selbst im Zeitalter der allgemeinen Schulbildung, beherzigt wird. Verständige Eltern allerdings erzählen ihren Kindern von früheren Zeiten und erfüllen so, zu einem Teile wenigstens, die oben formulierte Forderung. Aber schon der Enkel weiß oft vom Großvater nicht mehr viel. Wie gut sind adlige Familien mit ihren Familienchroniken daran, oder könnten es sein, wenn das getrübbte Auge der Voreltern nicht so sehr am Äußeren haften geblieben wäre. Und doch – selbst diese Augen, wieviel Sehenswertes haben sie zu unserem Nutzen geschaut, das heute noch in verstaubten und vernachlässigten Schloßbibliotheken der Erforschung und Belebung wartet.

Ich komme immer wieder zurück: jeder Mensch, der sich zu einem Charakter entwickelt hat und vermöge dessen von einem standfesten Auslug in sein Leben zurückblicken

kann, sollte es uns ungefärbt in bescheidenen ehrlichen Worten als Manuskript hinterlassen. Man könnte einwenden: »Oh weh, dieser Manuskriptenberg! Da würden ja so viele Verfasser nicht der Versuchung widerstehen können, ihre autobiographischen Manuskripte drucken zu lassen und wir würden ersticken unter dem Bücherwust.« Auf diesen Angstschrei antwortete ich: Einigermaßen reguliert sich die gedruckte Literatur nach dem Bedürfnis oder besser: der Nachfrage des Lesepublikums. Ich sage einigermaßen. Den Selbstverlag würde die autobiographische Literatur gewiß nicht abschaffen, ob sie ihn aber gebräuchlicher machen würde, bezweifle ich stark. Denn zum Geldhinauswerfen neigen alte Leute und nicht nur die verständigen von ihnen, im allgemeinen nicht. Und zum Ehrgeiz? Auch diese Fälle würden vereinzelt sein, denn wenn das Drucken solcher Autobiographien allgemein würde, wer könnte da noch groß vom Ehrgeiz der Einzelnen sprechen. Und ehrlich einmal: ersticken wir nicht schon längst unter dem Wust überflüssiger Bücher? Will einer im Ernst behaupten, daß ein alberner Roman wertvoller sei als meinetwegen eine alberne Biographie, bei deren Abfassung der Verfasser wenigstens auf festem Boden stehen und nicht ganz so ins Blaue hineinschwafeln würde? Nein, nein, wenn schon die Gefahr einer biographischen Sündflut in Kauf zu nehmen wäre, in ihrem Schwall ertränke die Unterhaltungsliteratur – Gott sei *der* gnädig und lasse sie im wohlverdienten Wassergrabe ruhen! Die Inseln der Poesie liegen hoch genug, um auch über den neuen Ozean hinauszuragen und manch junge Coralleninsel würde sich bilden, die grundfester wäre als der fabulierende Triebsand, der jetzt die Schifffahrt so belästigt.

(1909)

Der Mythos

Wir machen leicht den Fehler, das Abgeschlossene eines Zeitlaufs, Jahrtausends, oder auch Jahrzehntausends vor uns hinzustellen, die abgeschlossenen Mythen der verschiedenen Völker wissenschaftlich zu betrachten, und mit etwas »historisch« Erledigtem zu rechnen.

Gewiß ist ein Eichbaum im Frühherbst etwas derart Abgeschlossenes, über ihn hinaus gibt es nichts mehr in der Eichbaumkurve. D. h. also wir gehen auf die Spitzen, die Wipfel, die Gipfel und nicht in die Wurzeln, die Täler, die Untergründe.

Wenn wir von »mythenbildender Volkskraft« sprechen, meinen wir gar zu leicht eine Kraft, die die schon vorhandenen Mythen noch einmal bilden soll. Dabei vergessen wir ganz, daß wir die Mythen der Vergangenheit alle in ihrem Frühherbstzustande vor uns haben, also ihr Stadium der Vollreife, und der dogmatischen oder gar literarischen Fixierung. Darüber hinaus gibt es natürlich keine Weiterentwicklung. Ein Berg ist immer nur so hoch wie er ist. Er wird wohl »abgetragen«, aber nicht erhöht. Unter Wasser wohl, aber da reden wir ja auch nicht von üblichen Bergen. Das sind Ablagerungsprodukte, die noch *nicht* in ihre Frühherbstperiode eingetreten sind.

Wollten wir also über mythenbildende Kräfte etwas erfahren, so müßten wir an Mythen herangehen, die noch in ihrer Aufbauperiode sind, die noch nicht fertig sind. Können wir vermeintlich in »unserer« Menschheitszeit solche nicht mehr auftreiben, so müssen wir an den schon abgeschlossenen Mythen der Religionsgeschichte ihre Aufbauperioden betrachten.

Das Christentum bietet dafür überreichliches Material. Der Christliche Mythos ist im Neuen Testament gewiß schon »ganz« da. Aber ebenso gewiß noch nicht »fertig« da. Diese beiden Begriffe versuche ich mit Ernst in alle Betrachtung einzuführen.

Ganz und fertig. Die Eichel ist ganz. Aber da sie noch kein Eichbaum ist, ist sie nicht fertig. Es ist aber weiter zu forschen, wo solche Mythen im Eichelzustande beharrten, oder weiter wuchsen. In letzterem Falle, ob sie nach ihren Gesetzen weiter wuchsen, oder abgebogen wurden. Um unseren Vergleich beizubehalten: ob sie sich zum Eichbaum entwickelten, oder nur Gestrüpp wurden.

Auch ob sie gar »versuchten«, eine andere Baumart zu werden. Also sich selber untreu wurden.

Denn hier möchte ich doch betonen, daß wir den Menscheng Geist eine Natur anderer Ordnung nennen müssen die organische Natur. Ganz gewiß keine anorganische. Diesen Begriff hat ja die Naturwissenschaft aufgegeben. Wenn ich aber den Menscheng Geist eine Natur anderer Ordnung nenne, so will ich ihn keinesfalls abtrennen von der anderen Natur. Spricht doch auch die Botanik schon ernsthaft vom Seelenleben der Pflanzen.

Indeß versucht eine Pflanze doch nicht so drängend über sich hinaus zu gelangen, wie es der Menscheng Geist tut und tun muß. Bei ungünstigen Voraussetzungen sind die Anstrengungen der Pflanze, ihr Leben zu erfüllen, fast heldenhaft zu nennen. Ganz gewiß. Höher und gefahrvoller und irrthumsbeladener in den Möglichkeiten ist doch das Übersichhinausstreben des Menscheng Geists. Ein Bild zeige das: die Weinranken an meinem Balkon »streben« nach einem Draht, der in der Mitte des Balkons gespannt ist, und erreichen ihn auch. Sie streben aber auf ihrer anderen Ortsseite nach dem Eschenbaum, der vor meinem Balkon steht. Den aber *können* sie nicht erreichen, da er etwa einuendeinhalb Meter zu weit absteht. Die Ranke reckt sich Tag um Tag in heldenhafter Anstrengung zum Eschenbaum hin. Muß aber dann auf einmal ihrer Erdschwere folgen und hat nicht Kraft mehr, sich zu straffen, schwankt im Wind und hängt späterhin herunter, dorthin, wo sie *nichts* mehr erstreben kann.

Seh ich nun *alle* die Seitenranken auf der Ortsseite des Eschenbaums energisch zum Eschenbaum hinstreben, so macht mich das mythenfromm. Und so meine ich auch, daß der menschliche Mythos eine solche Strebekraft ist. Über Trennendes hinweg zu gelangen. Und auch im Mißlingen *lag* die Mythenkraft. Und diese Kraft wird sich aus Wurzeln, gemäß den Menschheitsjahreszeiten, in jedem Menschheitsfrühling erneuen und verstärken. Ich *glaube* nicht an eine dauernde Abnahme der mythenbildenden Kraft des Menschheitsgeistes. Sondern an seine Jahreszeiten.

So beschäftigt mich oft die Prometheussage. Hier nur Weniges. Zugrunde liegt doch überall das Feuerholen. Vom Blitz, oder von der Sonne, oder den Sternen. Der Blitz muß herunter geholt werden. Da er selber aber oft genug von selber herunter kommt, wird es Mythen geringerer Strebekraft geben müssen, die zufrieden damit sind, daß »ihr« Prometheus sich das Herdfeuer von einem vom Blitz getroffenen Baume herunter geholt hat. Ein strebekräftigerer Mythos ist es schon, wenn der betr. Prometheus das Feuer von der Spitze eines vulkanischen Berges geholt hat. Gewaltiger noch, wenn er hinunter in den Krater steigt, zu Hephästus' Schmiedefeuern.

Dem griechischen Prometheusmythos liegt aber sehr wahrscheinlich der Sonnenberg zugrunde. Der Feuerholer stieg zur Sonne empor. Der Sonnenberg ist oft genug am Himmel wirklich da. Man denke an die Abendlandschaften der Wolken. In dieses Gebirgsland der Sonne steigt Prometheus hinan, und zündet an der Sonne selbst seine Fackel an. Nun aber kommt die Umbiegung des rein räumlichen, kosmischen, architektonischen Mythos in die Dramatik. Prometheus steigt nicht mehr auf den Sonnenberg, holt sein Feuer nicht mehr vom feurigen Sonnenball, sondern steigt auf den Olymp der Götter und holt das Feuer, stiehlt es vom Sonnengott.

Dies Stehlen allein ist noch nicht eine Abbiegung. Kann das Feuer doch auch vom blitzgetroffenen Baum geholt werden, mit Überlistung der drohenden Gewitterblitze, die beabsichtigen, den Frevler am Raube zu hindern, und so kann dieser Baumprometheus umbrandet von zuckenden Wolkenblitzen wie ein geschickter, schneller Kletteraffe sich auf den Baum schwingen, seine Fackel entzünden, oder den brennenden Baumast abbrechen, und dann herunterspringen und in seine Höhle rennen, wo er vor den nach ihm zielenden, erzürnten Blitzen geschützt ist. Die Abbiegung liegt vielmehr im »Literarischen«. Jeder Mythos wird nämlich, je mehr er an Wurzelkraft verliert, je literarischer. Erst wird er religionsliterarisch, dann dogmatisch, dann versteinert er, und wird dann später zu spielerischen Beginnen von den Dichtern wieder galvanisiert.

Auf diesem Wege also ist der Mythos nicht zu retten. Indes ist doch zu beachten, daß alles Dichtertum »in der Wurzel« nahe genug am Mythos liegt. Nur muß es Ernst werden. Nicht Spiel. Ernst machte das Dichtertum der Mythen dort, wo eine abgründige Philosophie die letzte Entwicklungsspitze des Mythos war. Da grade setzt dann auch leicht wieder eine neue Mythosranke an. Man denke an die Raumprobleme der Vorsokratiker. An die pythagoräische Schule in den griechischen Kolonien. Platos Mythoskraft ist schon engrüstig geworden, weil nicht mehr kosmisch, und noch nicht absolut modern.

Die Mythoskraft der Germanen war, als sie in die Geschichte eintraten, gebrochen. Darum hatten sie das Christentum nötig. Das Christentum war aber und wird ewig bleiben, falls es gesund bleiben will, jüdische Mythosart. Geistiger als die rein kosmischen Mythen, aber nicht weniger kosmisch als sie. Individueller als der indische Mythos, aber (wenigstens in seinen Entwicklungsmöglichkeiten) nicht weniger transzendental. In aller Mythosgeschichte gibt es nichts Menschlicheres als das Alte Testament. Keineswegs ist Griechenland ihm über in dieser Beziehung.

Der Mythos vom Mensch, das ist alttestamentarisches Judentum. Dies recht betrachtet, zeigt: wie *nur* im Judentum das Senfkorn des Christentums geboren, erzeugt werden konnte, und als es erst da war, da natürlich konnte es den Erdball überwachsen und wird es. Es war Nietzsches tragischer Irrtum, daß er im Alten Testament den »Mythos vom Menschen« *nicht* erkannte.

Nun noch einen letzten Schritt weiter. Alle Philosophie im Christentum ist jüdisch-christliche Wurzel. Auch die scheinbar antichristlichsten Modernphilosophen. Wir müssen uns doch besser ans Wesentliche halten.

Aber schon die Mystiker trieben wieder aus der Mythosrebe die Ranken ins Kosmische, sei es auch ins Innerkosmische, das Raumproblem der Unendlichkeit nach innen. Seit Giordano Bruno kam hinzu das Raumproblem der Unendlichkeit nach außen. Seit Kant: das ungeheuerlichste Problem des nächsten Mythenjahrzehntausends, nämlich die ANTI-NOMIEN.

Warum aber »schaudert« es uns allen in unseren Wurzeln, wenn wir tief genug eingraben in Philosophen wie Spinoza, Kant, Fichte, Nietzsche, um nur einige zu nennen, warum? Weil die »wahre« und mutigste Philosophie umwittert wird vom Urgeheimnis der Mythenkraft. Unendlichkeit und Antinomie, hier ist Mythos. Denn alles abstrakte Denken ist mythischer als es selbst weiß.

Die Philosophie ist längst auf einem neuen Boden, bereitet längst einen neuen Raumbegriff vor, baut längst an einem neuen ETHOS, während die MENSCHHEIT träge hinterherzieht. War dieses Voraufeilen aber nicht das Urkriterium *alles* »wurzelechten« Mythos?

Daß es eine Menschheitsreligion ohne Dogma gebe, das ist die Mythenkraft der Philosophie. Denn *aller* Mythos »war« Wissenschaft, räumlich-dingliche oder geistig-ethische, ehe er Spiel oder Knechtungsdogma wurde. So wird die »Wissenschaft« einmal ihre Knechtungsinstinkte verlieren, und

sich zur Höhe eines Mythos emporrecken. Die Fata Morgana des kommenden Jahrzehntausends.

(1920)

AUS DEN BRIEFEN

An Fritz Henning¹, 25.8.1912

[...] In einer Stunde kommen Werner Hossfeld und Frau, bleiben ein bis zwei Tage hier, ich will ihnen andauernd »vorlesen«, sie sind begeisterte Charon-Freunde und sollen mir helfen, ob in Thüringen nicht was für den Charon zu erreichen ist, denn das Charoneland ist groß und mit Not und Sehnsucht erwarte ich den Fürst oder Mäzenas, der endlich mal Dauerfundierung der ganzen Bewegung macht. Denn so ist es doch, für jede Lumperei, für jeden erbärmlichsten KITSCH liegen in Deutschland die horrenden Gelder auf der Straße, und etwas so Heiliges wie unsere Charonbewegung soll verrecken, weil die Charonideale keine Eberleinmarktkitschkunstsnob-Ware sind???

Auch Sie müssen mit Hilfe Ihres Vaters, oder auch Mutter, *versuchen*: ob nicht doch und doch in Berlin irgend mächtige Leute zu begeistern sind, die mir die FUNDIERUNG, Dauerfundierung (Staatspension, oder sonstwie Stiftungsmittel irgendwelcher Art, kann sogar *Schillerstiftung* oder sowas sein) verschaffen. PROTEKTION, EMPFEHLUNG, weiowei, aber es geht nicht anders. [...]

¹ (1888-1958), Maler und Grafiker in Weimar.

An Karl Röttger¹, 16.7.1915

[...] Mein ganzes geistiges Leben ist Intuition, also «Konstruktion» des von mir zu Sehenden. Also entweder sehe ich überraschend sicher, oder ein andermal überraschend falsch. Nun auf einmal von einem, der mit Königsaugen sieht, Bürgeraugen zu verlangen, und gar ihn nach Bürgermaß zu beurteilen, das schlug *aller* Vergangenheit ins Gesicht.

In diesen letzten Monaten bin ich mehr gealtert als sonst in Jahren. Das sage ich keinem zur Klage. Mit neuem Aufbau meines innerlichen Lebens kann ich erst sehr viel später beginnen. Da kann mir auch niemand helfen. Nur dies eine sollen Sie wissen: Groll habe ich nicht. Sondern eine tief beschattende Trauer, die garnicht weicht. Es handelt sich auch nicht um Sie. Sie habe ich einfach lieb.

Eins muss ich noch sagen: wenn mein Wahn, daß niemand meiner Nächsten auch nur mit einer Nadelspitze mich verwunden dürfe noch würde, auch eine Unnatürlichkeit war, so war es eine adelige. Absolut frei von Selbstsucht. Und schließlich: ist etwa das Verhältnis der Charontiker zueinander, mich ausgenommen, etwa natürlicher? Nein. Aber weniger adelig, denn sie haben doch *alle* nur bewaffneten Frieden miteinander.

Ich aber *wollte* nackt sein. Das bedingte, daß ich mich absolut sicher fühlen können mußte, und der Nackte wollte Nackte um sich herum. Es war ein königlicher Wahn.

Gewiß, ich war oft genug nicht real genug. Sah nicht, wo Zartheit gebot, zu schweigen. Das lag aber an meiner innersten Struktur, die DENKEN ist. Da ich alles über und gegen mich bis aufs Kleinste denkend durchlebe und durchlebte, mitlebte ich auch die Anderen denkend.

¹ (1877-1942), Dichter, 1909-1915 in Berlin, Mitherausgeber des »Charon«.

DENKEN aber ist an sich und in sich eine absolute »Sachlichkeit«. Sogar der Zorn sachlich. Darum habe ich nie bürgerlich nachtragen können. Mein Wort »Ihr haßt den Sünder, aber Sünde hasse ich«, ist ja bezügl. meiner Struktur so wahr und richtig.

Ich trenne Person und Ideenbild. Immer. Eben um selbstlos sein zu *können*. Da stürzte ich aus allen Himmeln, wenn meine Selbstcharakterisierung, die *jeder* von euch durch mich kennt, als Angriffswaffe gegen mich benutzt wurde. Der König, der hundertmal auseinandergesetzt hat, weshalb er kein Bürger ist, und nie einer sein kann, noch wird, wird plötzlich als tadelnswerter Bürger mit seinen eigenen Argumenten geköpft. *Das* hätte ich aus dem Charonkreis am allerletzten erwartet.

Wenn einer wie ich sein Ideal zu donquichotisch hochtürmt, und ihm wird vorgeworfen, er halte es sancho-pansisch niedrig, wenn die Sünden seines zu hohen Ideals als Schofligkeiten eines zu niederen gebrandmarkt werden, das ist eine lebensentscheidende Traurigkeit. Und ich sage es keinem zur Klage. Nur mir.

Was aber mich zu allen Zeiten meines Lebens aus der Balance gebracht hat, mir frierenden Schrecken und verängstete Wut einjagt, ist: wenn jemand zum anderen geht, sich zu ihm setzt, und seine Seele ist nicht sonnenhell, ist nicht faltenlos, ist mit Wolfsgruben durchsetzt. Ich *kann* keinem die Hand geben, mich zu ihm setzen, ihm ins Gesicht sehen, wenn ich auch nur den allergeringsten Groll gegen ihn habe. Ich *kann* nicht. Das ist die Wurzel meines Adeltums, selbst wenn man mit Recht sagt, daß es Weltangst, Personenangst sei. So ist es eine Ängstlichkeit, die sich zum Adeltum erhöhte, anstatt zur Feigheit herabzusinken. Denn Feigheit wünscht ihren Feind *gefesselt* vor sich zu sehen, um ihn gefahrlos ins Gesicht zu schlagen. Meine Ängstlichkeit würde aber grade den gefesselten Feind losbinden, um dann schnell weg zu laufen. Vielleicht um des Danks zu entgehen. Vielleicht um dem Plebejertum des

Feindes nicht wehrlos ausgeliefert zu sein. So fühle ich. All unser Zank war *immer* nur dann, wenn Sie mit verbissenem Groll zu mir kamen, anstatt, wie ich es tun *müßte*, mir zu schreiben: ich kann für ein paar Tage nicht kommen, weil ich noch Groll gegen Sie habe, ich komme, wenn meine Seele wieder voll Sonne ist.

Ich schnappe nie ein. Mein ärgster Zorn ist sachlicher gewesen als eure sonnigste Sonnenseite. Denn ... wo ich einschnappe, fliehe ich *sofort*. Wenn ich etwas durchsetzen wollte, legte ich euch dreizehn Vorschläge vor. Niemals zum Verhüllen. Sondern auch um *mir* Gelegenheit zu geben, besseres Wollen aus perspektivischem Denken zu schöpfen. Ihr setztet mir jedesmal die plumpe Willenspistole vor die Brust. [...]

An Elise Gies¹, 18.10.1923

Liebes Frl. Gies, Dank für Ihren frohen Brief. Solange Sie *wissen*, daß Freude schöpferisch ist u. nicht zum Oberflächentaumel sich selber täuscht (also dann Flucht vor unserm Selbst) sind Sie gerade durch die Freude *geschützt* vor Ressentiment des Lehrerberufs. Und auch weiß man dann: daß das Lehren (also der Lernstoff) erstmal Handgreifliches ist, das man nicht durch erlogene Tiefe *unecht* macht. Daran kranken all die wichtiguerischen Pädagogiken. Mensch sein, das grade rettet einen Pestalozzi, daß er sich zu den Kindern flüchtet. Nur Wissen hilft uns, daß Seele vor Seele steht, *Menschenwürde*; dann ist man *scheu*, u. schont *sich* u. das Kind, u. dann ist das Lernen keine Moral mehr, sondern das Lehren eine *Kunst* mit allem *echten* Handwerksmeisterlichen in solcher Kunst. –

Ich bin selber Lehrerssohn u. habe eine ganze Generationsreihe von Dorfschulmeistern hinter mir. Und schließlich: im Tiefsten bin ja auch *ich* Lehrer. So will ich, daß die Hölle² als Reformation und nicht nur als Dichtung gelesen werde. Es waren nur 13 Hefte möglich, dann ging mir das Geld aus, seit 1½ Jahren kein Heft mehr. Es sind nur noch ein Dutzend *komplette* Expl. zusammenstellbar. Die Buchausgabe (d.h. die Bogen dazu) gingen voriges Jahr auf dem Bahntransport verloren.³ Ich muß also später ganz von

¹ Lehrerin in Essen.

² Der erste Titel des Werkes lautete «Die Hölle», später »Die Hölle oder Die neue Erde«.

³ Otto zur Linde hatte die 13 Hefte von «Die Hölle», die je einen Bogen umfassen, in einer Auflage von 3 000 Exemplaren drucken lassen. 1500 Hefte waren für die Charonfreunde bestimmt und 1500 Bogen für die Buchausgabe. Die letzteren sind auf dem Bahntransport verloren gegangen. Der Dichter berichtet über den Verlust auch in einigen Briefen an Karl Röttger. Die Hefte 1 und 2 enthalten Aufsätze («Zur Relationenlehre», «Gestalt und Unendlichkeit» usw.), die zwar zum Werkkreis der Hölle gehören, aber erst die Hefte 3 bis

neuem drucken lassen. Dann aber gleich in Versen. Aber erst muß wieder Groschenwährung sein.¹ Totaler Zusammenbruch ist ja da. Also sollte *Neuanfang* kommen. Nicht von *dieser* Regierung. Die kurfuscht Deutschland tot. — z. B. *Goldmieten*. Schon nächtelang bin ich schlaflos. Und Ihr Brief war so *lieb*. [...] Schlüsselzahl ist 1300 Millionen. *Alles* ist ja heute *nur* noch Wahnsinn.

Herzlichst
Ihr O.z.L.

An Elise Gies, 14.7.1924.

Oh das *liebe* Frl. Gies!!!

Es war eine große Freude heute, als die 107 Mark kamen. Ich bin damit gleich zur Post gegangen und habe sie an die Druckerei weitergeschickt.

Es ist ja jetzt wieder für mich der atemlose Lauf über die Bohlenbrücke. Hintere Bohle bricht, vordere Bohle hält *nur* so lange, bis Fuß auf dritter Bohle steht. Die Bohle von heute war *recht* wuchtig. Oh das liebe Frl. Gies!!! [...]

An Hans Wink², 30.4.1925

[...] Daß Sie Propaganda bei Ihren näheren Freunden machen wollen, ist brav von Ihnen. Ich habe persönliches Eintreten für meine Ziele *sehr* nötig. Denn die Geistlage in Deutschland, wie wohl in anderen Ländern auch, ist ganz tief im Dumpfenschlaf. [...]

All mein Lebenswerk von den *Frühwerken* an ist WEG zur Neuen Erde (Hölle).

13 einschließlich sind mit den Gedichten, Sprüchen und längeren Texten aus dem Manuskript der «Hölle» im Prosadruck gefüllt.

¹ Die Äußerung bezieht sich auf die Inflation, die in den Jahren 1922/23 herrschte.

² Studienrat in Essen.

An Karl Albin Bohacek¹, 13.12.1925

[...] Bitte – bitte – bitte – Ich bin seit so vielen, vielen, langen, langen Monaten *gemütskrank* und nur meine in-grimmige innerliche Sachlichkeit bewahrt mich vorm Umkippen. – Der äußere Mißerfolg, die im Erschöpfungsschlaf liegende Gegenwart, das *Wartenmüssen* (und die Sehnsucht nach einem Erlöser von der Verlagsqual), all das ist es ja im Tiefsten nicht, denn das vermöchte aktive Balance zu erzeugen in mir, *akute* Selbsthilfe (wie es ja die 75000 Höllenverse gewesen sind) als ich damals Schreikrämpfe hatte, und 10 Jahre früher die »Mücke« und mein *ganzes* Leben ein mich selbst stützendes schweres Steineschleppen, ich vermehrte ja *dann grade* immer die Traglast, die mir zu schwer wurde, *um* sie dann grade als vermehrte tragen zu *können*. Meine heutige *Gemütskrankheit* ist der Vergeblichkeitswahn. Wären Sie jetzt bei mir am Tisch, würde ich Ihnen das alles so klar machen können. Also – Heilige Nüchternheit – verliere ich ja *nie*.

Nur ist die Seele so krank. Ich mache mir nichts vor, als ob diese u. diese u. diese *Erleichterung* gar *Befreiung* von *Last* mir *hülfe*. Bei Piper war es ja so *deutlich*. Ich will doch keinen Ruhm und Ehrgeiz und keinen *Kaufmannserfolg*. – Die schreckhafte *Erkenntnis*, daß Durchhalten *nicht* Sieg ist! Wer 13 Jahre ein Lotterielos spielt und es dann nicht erneuert, *kann* von dann an nicht gewinnen. Hält er aber noch 13 Jahre durch, u. *gewinnt*, so ist das kein *Sieg*, sondern ein Lotteriegewinn. Die – Welle der Reizreaktionen – hob ihn dann. Das ist so *würdelos*. Der ganze Literaturrummel ekelt mich an. [...] Ich aber warte, bis die Welle der Reizreaktion mich hebt. *Dann* kommen *Verleger* gelaufen. Und einen *muß* ich dann wählen. Aber es ist so *würdelos*.

¹ Ingenieur.

Nachwort

Otto zur Linde – zwischen den Zeiten und Fronten, jenseits der Schablonen und Schubladen

Im Nachleben der Dichter wird aus lebendigen, streitbaren und umstrittenen Menschen zuerst eine vage Erinnerung an jemanden, den es so und so gab, dann das Memorieren einzelner Zeilen und Werktitel, schließlich die Reduktion auf den puren Namen und bei viel zu vielen zum schlechten Ende selbst das Vergessen dieses Namens. Otto zur Linde war zwar im literarischen Betrieb stets ein Außenseiter und selbstbewußter Sonderling (»Ich kam von Nirgendher/ Und ende nicht« heißt es in *Reziprok*, S. 85), aber er war, ohne daß er sich einer literarischen Richtung anschloß, bis in die ersten Jahre der Weimarer Republik hinein eine respektierte Größe, allerdings wie einst Klopstock eine eher gelobte als gelesene. Als er in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts abglitt in Krankheit, Verzweiflung und Verstummen, wurde dies auch außerhalb des kleinen Kreises treuer Freunde und Weggefährten zumindest wahrgenommen. Die von der Preußischen Akademie der Künste dem bettelarmen Poeten gewährte einmalige finanzielle Unterstützung und die monatliche Zuwendung der Schiller-Stiftung drückten aus, daß es damals noch ein geistiges Deutschland gab, das von ihm wußte und ihn zumindest oberflächlich wertschätzte. Es war zerrissen in Linke und Rechte aller Schattierungen, in politische Trommler und Politikverweigerer, aber dennoch gab es eine viel umfassendere gemeinsame Öffentlichkeit aus Lesern und Schreibenden und eine größere Offenheit für die Ränder und die Einzelgänger als heute, wo die Maximalprofitorientierung der Buchfabriken und die Borniertheit gewisser, nur beim Erfinden von Verhinderungsmöglichkeiten produktiver Kulturblockwarte den geistigen Wettstreit lähmen und zu ersticken drohen.

Krankheiten, Schicksalsschläge und familiäre Belastungen begleiteten den Lebensweg des am 26. April 1873 in Essen geborenen Dichters. Ein halbes Jahr nach seiner Geburt starb seine Mutter an Tuberkulose. Der Großvater mütterlicherseits, ein Rheinschiffer am Mittelrhein, war ein depressiver Alkoholiker, der durch Selbstmord endete. Bis zum sechsten Lebensjahr war der Junge durch Rachitis und eine damals »Skrofulose« genannte Hauttuberkulose, aus der seine spätere Sehschwäche entstand, ans Bett gefesselt, wurde aber von seiner Stiefmutter liebevoll gepflegt und kam erst mit acht Jahren in die Schule, in die Sexta des Gymnasiums. Der Vater, Karl zur Linde, Sohn einer protestantischen Volksschullehrerfamilie aus dem Nordhessischen, war zuerst Lehrer, dann Berufssoldat, danach Metalldreher, Buchhalter und schließlich nach 1878 in Gelsenkirchen ein durchaus wohlhabender Besitzer einer Kolonialwarenhandlung mit Restaurantbetrieb. Zwischen 1902 und 1904 veröffentlichte er vier Novellen im Selbstverlag. Er starb 1907 in Carlshafen an der Weser.

Otto zur Linde war ein exzellenter Schüler, sprachlich und mathematisch-naturwissenschaftlich begabt. Nach dem 1893 begonnenen Studium der Philosophie (u. a. bei dem Neukantianer Heinrich Rickert), der Anglistik und Germanistik in Berlin, Halle/Saale und vor allem in Freiburg i. Br. wurde er 1898 promoviert. In Freiburg traf er seine spätere Frau Verena, geborene Reichenberger (1871-1962) und seinen Jugendfreund, den irischen Philosophen Charles Humphrey Clarke, dem er 1909 sein im wesentlichen in London entstandenes Werk *Die Kugel* widmete. In diese Zeit fallen auch ein Selbstmordversuch, Depressionen und Phasen melancholischer Apathie, die ihn von nun an sein ganzes Leben lang verfolgten.

1899 ging er mit Clarke für drei Jahre nach England, trieb Studien am British Museum in London, schrieb Artikel und Literaturkritiken für deutsche Zeitungen und heiratete 1900. 1902 kehrte er mit seiner Frau nach Deutschland

zurück und wohnte ab jetzt in Berlin, das er nur noch für wenige kurze Reisen verließ. In Berlin erlebte er zunächst seine »einsamste und verlassenste« Zeit, »in der ich kein einziges freundliches Wort erfuhr von meiner Mitwelt«. 1903 lernte er den Dichter und Philosophen Rudolf Pannwitz (1881-1969) kennen, mit dem er 1904, den Namen des »Seelenfährmanns, des Mittlers zwischen zwei Welten« aufnehmend, die Zeitschrift *Charon* als »Monatsschrift: Dichtung Philosophie Darstellung« (ab 1909: »Monatsschrift für modernes geistiges Leben, insbesondere Reform der Lyrik«) gründete. Sie sollte der radikalen sprachlichen und inhaltlichen Erneuerung der Dichtung dienen – zurück zur Natur, fort von den »Schusterregeln der Metrik«. Nach dem Ausscheiden von Pannwitz 1906 gab er sie zunächst allein weiter heraus. Von 1909 bis zur kriegsbedingten Einstellung der Zeitschrift 1914 war der Dichter Karl Röttger (1877-1942), mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband und der an seinem Grab 1938 die Totenrede hielt, Mitherausgeber.

Durch den Krieg bedingt konnte erst 1920 wieder eine *Charon*-Sonderausgabe erscheinen, der bis 1922 noch 13 *Charon-Nothefte: Der Kompaß* folgten. In ihnen kam in einer Prosafassung der erste Teil des Spätwerks *Die Hölle oder Die neue Erde* heraus. Im *Charon*, der anfangs mit 1000, später mit 2000, ab 1908 mit 4000, 1912/13 sogar mit 8000 Exemplaren aufgelegt wurde, erschienen u. a. Texte von Salomon Friedländer (Mynona), Johannes Schlaf, Else Lasker-Schüler, Rudolf Paulsen. Positive Resonanz erhielt die Zeitschrift von Literaturhistorikern wie Albert Soergel und Josef Nadler, von Autoren wie Hugo von Hofmannsthal, Albert Verwey, Bruno Wille, Hermann Stehr, Wilhelm von Scholz und Walter von Molo.

1905 gründeten zur Linde und Pannwitz den Charon-Verlag, in dem etliche Bücher von Mitgliedern des Charon-Kreises und dessen Umfeld erschienen (so etwa 1906 die wichtige Programmschrift *Kultur, Kraft, Kunst. Charon-*

briefe an Berthold Otto von Rudolf Pannwitz), aber auch 1911 bis 1914 *Die Brücke*, die von Karl Röttger verantwortete monatliche »Zeitschrift für Zeitinterpretation« als »ein Fenster nach außen«, in der u. a. Beiträge von Theodor Lessing, Albert Soergel und Herbert Eulenberg erschienen. 1911 bildet sich als Fördergesellschaft die »Stiftung der Charonfreunde« mit mehreren Ortsgruppen.

Otto zur Linde sah den Charon-Kreis, diesen »Geisterstaat« (Rudolf Pannwitz), als Mittel zur Umgestaltung des Denkens und der Gesellschaft in einer Synthese von Religion, Dichtung und Philosophie: »Wer sich ›Charontiker‹ nennt, der sei ein LEBENDER, und wirke Leben. Man bedenke, daß Charon nicht bloß ›gelesen‹ werden will, sondern vor allem gelebt.« Zur Linde ging es stets um »eine lebensvolle Ethik, ein tiefes Forschen und ein neues religiöses Suchen«, um Selbstverwirklichung und Selbstverantwortlichkeit: »Wer sich zum Charon scharf, ist vor allem und dauernd Einzelner. Der Charon ist: der Einzelne. Und er gibt sich seinen Einzelwert. So will ich in der Tat Schwieriges. Hier soll es heißen: du bist du, nun mach dich selbst.«

Otto zur Linde ging nicht den Weg seines Generationengenossen August Stramm (1874-1915), der mit seinen eigenwilligen, manchmal auch verschrobenen Poemen zu den meist mehr als ein Jahrzehnt jüngeren Dichtern des Expressionismus stieß. Zwar finden sich Vorwegnahmen dieser Richtung und Anklänge an sie bei zur Linde, aber weder sein (man möchte fast sagen »typisch westfälisches«) nüchtern-handfestes Temperament, seine durch die englische Zeit und die Heine-Forschung geprägte Neigung zu Ironie und Selbstverspottung (z. B. in »Philosophus Hanswurst, der Weise ...«, S. 77) noch seine mystisch-grüblerische Religionsphilosophie paßten zu dem weltrevolutionierenden Jetzt-und-hier-Pathos der Oh-Mensch-Poeten. Auch zum Symbolismus, zum literarischen Impressionismus und zum magischen Realismus finden sich Bezüge und Entspre-

chungen, aber diese sind letztlich ebenso akzidentiell wie seine Vorgriffe *avant la lettre* auf den Surrealismus (etwa in *Uhrmacherladen*, S. 83). Kennzeichnend für Otto zur Linde ist gerade die fundamentale Ablehnung jeder Unterwerfung unter a priori feststehende Maßstäbe eines klassischen Kanons bzw. einer literarischen Schule. Wie Heidegger sieht er die Dichtung als freies, urpersönliches Aussprechen des Innerseelischen im Gegensatz zu der zahlreichen Regeln und Zwängen des Marktes, der Konvention usw. unterworfenen Literatur: »Kunst ist eine Stufe von Wirklichkeit und Wahrheit, die mit dem sogenannten Leben nicht gemessen werden kann. Sie ist Ehrlichkeit, unerbittliche Ehrlichkeit zunächst in der Sprache.«

Manches verbindet zur Linde mit den Kosmikern wie Theodor Däubler (1876-1933) und Alfred Mombert (1872-1944) – wie sie, allerdings seltener als sie, beschwört er die unermesslichen Weiten des Universums. Anders als sie rückt er stets das Dasein des Menschen in den Mittelpunkt, macht dessen Gewissen als »innere Stimme« und die Auseinandersetzung mit Gott zum zentralen Thema: »Heute will ich nur sagen, was ich glaube.« Dieser humanistisch-existentielle Ansatz prägt auch seine zeitkritischen Gedichte, die sich vor allem mit dem Ersten Weltkrieg auseinandersetzen, nicht zuletzt mit der aus Generalgehirnen entsprungenen fixen Idee, durch ein »Stahlbad« die Herzen zu reinigen. Vom Aktuellsten wendet der Dichter sich hier zurück auf das Überzeitliche:

»Die Weltgeschichte ist ein Spuk,
Das »tiefer« Wirkliche sehn nur Erwachte.« (*Zeit*, S. 22)

Er sucht nach der »ACHSE alles Geschichtsgeschehns« (»Einem Volk vorzulügen ...«, S. 23). Das Gedicht »Herbstsonne. Wolken. Die Birke ...«, für mich die gewaltigste und erschütterndste lyrische Widerspiegelung und geistige Durchdringung des Materialschlachtwahnsinns, verweigert jeden billigen Trost und endet bitter mit der

Unheiligen Dreifaltigkeit: »Der Krieg, der Tod, die Pest« (S. 25). In der Schreckensvision der *Totenparade* sieht er die Toten des Krieges durch Deutschland marschieren und klagt wie einst Andreas Gryphius nach dem Dreißigjährigen Krieg über die Vernichtung der Menschen und des Menschlichen, wie auch über das »aus der Rangliste der Reiche« ausgestrichene Rest-Deutschland:

»Ratlos ein Zwischenland zwischen den Völkern,
Eine Geographie und keine Geschichte,
Eine große Leiche, Völkerdünger« (S. 26).

Zwar hat zur Linde inmitten einer »mitleidlosen Zeit« und umgeben von »weltenweisem Leid« die Hoffnung »Und wird einmal kein Morden sein«, aber für sich selbst und die eigene Gegenwart sieht er eher das Elend eines armen Poeten, der sich seine »Stelle um Altar, Palast und Hütte« suchen muß (S. 27 und S. 28). In der Tat lebte er in asketischer Armut. Andererseits legt er, ein moderner Prophet in einer »Herdenzeit«, sich darauf fest, »seiner inneren Stimme zu gehorchen über alle Leichen der Welt hinweg«.

Im Gegensatz zu Stefan George, der seine von 1892 bis 1919 erscheinenden »Blätter für die Kunst« zunächst bewußt auf einen exklusiven Kreis von 500 Lesern begrenzte, dachte Otto zur Linde demokratisch und wandte sich an das Volk: »Es gibt keine ›höheren oder niederen Geister, sondern alle Leser sind gleich in ihrem Wesen und Wert.« Dies entsprach seiner Sichtweise, daß alle Menschen ein göttliches Potential in sich trügen und seiner grundsätzlichen Bejahung eines auf Dienst an der Gemeinschaft aufbauenden Sozialismus (»Gemeinschaftsdienst durch Selbstentfaltung«). Rudolf Paulsen schrieb 1923 über ihn aus Anlaß seines fünfzigsten Geburtstags: »Zur Linde kommt ganz von unten und ganz von innen. Er ist ein Arbeitersohn aus Westfalen mit dem natürlichen Anstand eines Grandseigneur.« Allerdings grenzte Otto zur Linde den

»Charon« strikt ab von »geistiger Plebs«, den »Herrschaften Dilettanten« und allen, die eine »Literaturjahrmarktsbude« suchten. In den engeren Kreis des »Charon« sollte nur aufgenommen werden, »wer sich als vollwertiger Könnner erweist«.

Seine entschiedene Absage, Nietzsches Übermensch-Ideen elitär im Sinne einer Herrschaft weniger Herrenmenschen über eine große Sklaven-Masse zu interpretieren, wie seine scharfe Kritik an Siegesgeschrei und Hurranationalismus machte Otto zur Linde den NS-Kulturpolitikern verdächtig, ebenso seine Verurteilung des Antisemitismus, seine eigensinnige Religiosität, seine Sammlung der staatsfernen Charon-Gemeinschaft, seine Kritik am angeblich gesunden Volksempfinden. Zwar erschien noch 1938 kurz nach dem Tod des Dichters ein von Rudolf Paulsen herausgegebener Gedenkband, aber abgesehen von zwei im noch selbständigen Österreich herausgekommenen Dissertationen und der Erwähnung in Literaturgeschichten wie bei Josef Nadler herrschte ein entschiedenes Beschweigen. Die Versuche, daran nach dem Kriege etwas zu ändern, beschränkten sich im wesentlichen auf lediglich drei Auswahlen. Auch daß der bedeutende Verleger Reinhard Piper (1879-1953) dem Dichter, der sich fatalerweise nach der Veröffentlichung der erweiterten Neuauflage der *Kugel* 1923 im Piper-Verlag mit ihm überworfen hatte, weiter verbunden blieb, an der ersten Nachkriegsauswahl der Gedichte mitwirkte und sie in seinem Verlag 1952 erscheinen ließ, verhalf dem Dichter nicht zur Wiederentdeckung. Weder die Prosaarbeiten noch die erhalten gebliebenen Briefe konnten erscheinen, von einer historisch-kritischen Gesamtausgabe ganz zu schweigen. Von dem großen Verswerk *Die Hölle oder Die neue Erde*, dessen mehr als 30.000 Verse 1163 engbeschriebene Seiten füllen, wurde lediglich 1920-1922 in der Zeitschrift »Charon« in »Charon-Notheften« ein Auszug veröffentlicht, noch dazu aus Geldmangel in einer Prosafassung. Nicht unpassend erschien zum ersten Mal nach dem Zwei-

ten Weltkrieg, autorisiert von der Witwe, ein Gedicht zur Lindes in der 1946 von Carola Giedion-Welcker in Bern herausgegebenen und etliche »poètes à l'écart« vorstellenden »Anthologie der Abseitigen« (S. 75-80). In den letzten Jahrzehnten verschwand Otto zur Linde völlig aus dem Bewußtsein der Öffentlichkeit. Noch dazu kursieren absurde Fehlinformationen wie die im Wikipedia-Artikel über ihn, er sei seinem »Vorbild Arno Holz« gefolgt. Vor fünfzig Jahren hatten bereits Hermann Glaser, Jakob Lehmann und Arno Lubos in ihrem weitverbreiteten Standardwerk »Wege der deutschen Literatur« (Frankfurt a.M. 1961) absurderweise Otto zur Linde als »jüngsten Nietzsche-Epigon« aufgeführt.

Otto zur Linde ist ein religiöser Dichter von einer weit über Kirchen- und Konfessionsgrenzen hinausreichenden Offenheit für die Unglaublichkeiten und Unauflösbarkeiten des Daseins. Es geht ihm gerade nicht um vorgeformte allgemeine Gewißheiten, sondern er will »suchen, weil ich finden will« (»So hält das Leben ...«, S. 88). Gedichte wie »Tu von uns ab die Tücher des Todes ...« (S. 61) gehören in ihrer rhythmisch-rituellen Eindringlichkeit und beschwörenden Spiritualität zum unvergänglichen Schatz christlicher Dichtung in deutscher Sprache. Anknüpfend an die mittelalterliche Mystik und Goethes *Stirb und werde* heißt es in dem Gedicht *Der Mensch ist allwissend* (S. 80):

»Allwissenheit schaff ich durch eigenen Tod,
Ich war, ich bin, ich werde – – Gott.«
Paradox ist auch zur Lindes Gespräch mit Gott:
»Herr, laß mich betend schweigen,
Hör mich und hör mich nicht ...« (»So hält das Leben ...«, S. 88)

Jenseits der traditionellen Muster entwirft Otto zur Linde seine eigene mythische Welt:

»Glühballende Träume
Der rollenden Unrast
Erwälzen im Bauch
Der schwangeren Erde.« (»Der gotische Dom«, S. 97)

In der Person der Moira verschmilzt die Gottesmutter (»Moira« ist zugleich die gälische Form des Namens »Maria«) mit der Gestalt einer griechischen Schicksalsgöttin: Christus als »Mann und Kind« ist zugleich »das Glück« (*Christus und die Moira VII*, S. 100).

Dieser gelehrte Poet wagt sich an schwierigste philosophische Fragen heran. Den Dualismus von Subjekt und Objekt versucht er ethisch aufzulösen: Das Ich spaltet sich in »Ipse« (Selbst) und »Tu« (Du). Im »mystischen Tod des Ipse« soll eine »Selbsterlösung« erreicht werden, bei der das »Tu-Selbst« als Inbegriff der objektiven Welt eine neue Einheit des Selbst verwirklicht, die im Symbol der Mikrokosmos (Mensch) und Makrokosmos (Weltall) vereinigenden Kugel ihren Ausdruck findet. Nikolaus von Kues und Meister Eckhart werden in dieser Sichtweise mit Kants Erkenntnistheorie verbunden.

Oft genug scheidet Otto zur Linde am Unausdrückbaren oder gerät in abwegige Haarspaltereien, aber immer wieder gelingen ihm leuchtend klare Gedankengedichte wie *Zielwärts* (S. 57). In etlichen Fällen mißglückt sein Versuch, wie einst Eichendorff oder Brentano den besonderen Ton der Volkspoesie zu treffen, und er gerät in die Untiefen des Konventionellen und des Kitsches. Doch es finden sich auch vollkommene Beispiele der Verwandlung gesprochener Alltagssprache in reine Lyrik (*Amarylle*, S. 45). Wie im Werke Friedrich Rückerts (1788-1866) müssen sich bei Otto zur Linde sowohl der wohlwollende Leser als auch der übelwollende Kritikus damit abfinden, daß hier ein lyrisches Gebirgsmassiv ödeste Schuttreißen mit hinreißen-dem Firnenglanz vereint, daß die zahlreich vorhandenen Flußkiesel nichts beweisen gegen die Existenz und Leuchtkraft der ebenso zahlreichen Edelsteine.

Dieser Dichter des *fin de siècle*, dessen Kindheit und Jugend dem letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts entspricht, schließt sein Werk ab, als das erste Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts vorüber ist. Zwischen der Dominanz verspäteter Erben der Romantik (Parnassiens, Präraffaeliten usw.) einerseits und antiromantischer Realisten andererseits und ein halbes Jahrhundert später dem Auftreten der Nachkriegsavantgarde in den *Roaring Twenties* bewegt sich der literarische Lebensweg Otto zur Linde. Er verfolgte dabei die Zielvorstellung einer Erneuerung der lyrischen Sprache durch Befreiung aus überlebten Schemata, durch Anreicherung mit Volkssprache und Dialektelelementen, durch Einbeziehung neuer Inhalte wie der großstädtischen Lebenswelt. Alfred Mombert beschrieb dies folgendermaßen: »Er, der sich von Anfang an seiner Verwandtschaft mit dem Volkslied bewusst ist, fühlt seine Zugehörigkeit zur ganzen Natürlichkeitsbewegung, die in unserer Zeit aufkam: zu dem Studium der Kindersprache und der Unterscheidung der Dialekte der verschiedenen Altersstufen. Seine Mitarbeiter und Leser kamen zum größten Teil aus den in diesem Sinn arbeitenden Lehrerkreisen.«

Die Form ist für Otto zur Linde die metaphysische (also gerade nicht die zeitlich vorangehende oder genetisch gedachte) Wurzel der Dichtung, die »Seele des Dings als Prinzip seines Lebendseins«. Gedichte als »Räume des Seins« und »Häuser Gottes« sollen »sich singen«, in ihnen sollen die Welt und die Dinge wahrhaftig zur Sprache kommen – nicht geprägt durch vorgegebene Stilmuster, sondern in einer freien und fließenden organischen Entsprechung zwischen Innen- und Außenwelt, getragen von einer »doppelten Wahrhaftigkeit« als Dichter wie als Mensch. Von daher grenzt er die Dichtung als Ausdruck von Glauben und Metaphysik scharf ab von den Literaten, diesen »Schauspielern auf dem Papier«, diesen »Akrobaten des schönen Scheins«.

Otto zur Linde steht damit bei all seiner Eigenwilligkeit in den Traditionslinien der europäischen Kulturentwicklung seit der Renaissance, die gekennzeichnet sind durch das unablässige Gegen- und Ineinander von aufklärerischem Rationalismus und romantischer Phantastik, von religiös-mythischem Sich-Berufen auf die alten ewigen Werte und zugleich einem Beschwören des »ewigen Nichts« (Leconte de Lisle), dieses Abgrunds am Rande einer unendlichen Leere. Im Erstlingswerk *Otto zur Lindes* heißt es:

Mitten auf dem uferlosen Meere,
Hinter uns das Nichts, um uns die Zeit,
Segelt unsers Lebens Schiff ins Leere,
Fährt durch Raum und Stoff zur Ewigkeit.

Der Dichter brauchte Jahrzehnte einer »skeptischen Periode«, ehe es ihm gelang Rationalismus und Mystik in ein »wirkendes Gleichgewicht« zu bringen. Immer aber werden von ihm die Konflikte des Denkens und des Daseins explizit auf die eigene Existenz bezogen (*Unter meinem Leben*, S. 11).

Was die Tradition betrifft, so beherrscht Otto zur Linde durchaus überlieferte Formen wie das Sonett – *Unentschiedenes Abendgewitter* (S. 43) etwa ist den klassischen Sonetten des Heine-Antipoden Platen ebenbürtig. Aber der Schwerpunkt, die urpersönliche Präferenz, liegt definitiv bei den freien Versen. Oft ist zur Lindes Sprache nahe am Gesprochenen: Da heißt es dann »Hinterm Schilf steh ich« statt »Hinter dem Schilf stehe ich«. Andererseits finden sich Verse, die so auch klassisch und empfindsam bei Klopstock oder Hölderlin zu finden sein könnten:

»Weinst du der Sonne Abschiedstränen?
Laß die Sonne, was ist mir die Sonne!« (*Waldauge*, S. 50)

Sterben und Auferstehen ist eine der zentralen Gegensatz-Einheiten im Werk Otto zur Lindes. Dieser Dichter, der finsterner als jeder andere den Tod und die innere Not zwischen Gefühlsleere und grenzenloser Trauer beschwört

(z.B. in »Nun wart ich schon so lang ...«, S. 60) läßt in *Den Tag erwartend* (S. 69) auf das Grauen der »Totennachtwacht« einen »atemvollen, frohen Düsternorgen« folgen. »Mitten wir im Tode sind ewig auferstanden« drückt diese Koexistenz des Unvereinbaren prägnant aus (»Mitten wir im Leben sind ...«, S. 67). In »Die Welt wird grün ...« (S. 72) manifestiert sich die Hoffnung auf ein Ostern und Pfingsten des Blühens und einen Sommer des Reifens, auf einen »frohen Herbst« und einen Winter, der »lang noch warten« soll (S. 72), während »Du Haus im dunklen Laube ...« (S. 73) »Winterleid«, »Wendenot« und Hoffnungslosigkeit als Leitmotive hat.

Nach tastenden, unsicheren Anfängen, die in zwei Büchern 1901 und 1902 veröffentlicht wurden, schuf Otto zur Linde faszinierende Werke, die eine eigenwillige Klang- und Bilderwelt erschließen – alltägliches Parlando und Volksliedhaftes verbindend mit mythischen Visionen und sprachschöpferischen Neuprägungen. Aber schon im Zenit seiner künstlerischen Potenz finden sich Klagen über die »Wüstenjahre« eines ebenso tapferen wie trostlosen Lebens (»Eines Lebens Werk ...«, S. 9) – geprägt vom drohenden Verstummen »an den Toren der Nacht« (»Laß uns sitzen stumm ...«, S. 12) und davon, daß »auf dem Weg gen Untergang« die »alten Sterne« verschwunden sind und nur eine eher unbestimmte Hoffnung auf einen »neuen Sommer« bleibt (*Der Wanderer*, S. 65). Immer erscheint ihm das Leben zu kurz, um eine Erfüllung der »Erdenmöglichkeit« zu erreichen (*Werden wir nicht alt genug*, S. 81), immer ist die Furcht da, auszubrennen und zu erkalten, in einen »grauen Schlaf« zu verfallen.

Andererseits beginnen manche Poeme zwar angstvoll-verdüstert mit »Schreckgestalten« und enden dennoch hoffnungsvoll (»Der Wind bläst um mein Haus« ..., S. 104), und es finden sich, was bei diesem schwermütigen Liebhaber der Nebel- und Gewitterlandschaften kaum zu erwarten

war, durchaus sonnenüberstrahlte Naturgedichte («Die Sonne geht mit goldnen Füßen ...», S. 41). Generell ist festzuhalten: Der Wechsel zwischen Zuversicht und Verzweiflung wird nicht entschieden und nicht aufgelöst – seine Permanenz macht die eigentliche poetische Energie dieses lyrischen Werks aus. Das Grabdunkel des Nichts erlebt der Dichter als Trost, und doch hofft er auf »das Licht, das jenseits brennt« (*Seele und Tod*, S. 68; *Amarylle*, S. 45). Es ist eine illusionslose paradoxe Weltsicht, die sich der Unwissenheit des Menschen und der »Brüchigkeit der Weltwände« bewußt ist.

Edgar Allan Poes Gedicht *The Raven* mit dem Refrain »Nevermore« hat das Gedicht *Den Tag erwartend* (S. 69) beeinflusst als das »nimmer, nimmermehr« eines Mannes, dessen Herz »tot und der des Schauens müde« ist und der in einer Welt lebt, »in der alle verirrt sind und alle leiden« («Der Mond steht hinterm Haus ...», S. 91). Es verwundert daher nicht, wie oft die extremste Verlassenheit als gespenstisches Erleben der Konfrontation mit dem Nichts beschrieben wird (z. B. in »Wenn du verlassen bist ...«, S. 52). Abgemildert und alltäglicher erscheint diese Konstellation als »schlafwandelnde Verdrossenheit« (S. 56) bzw. als Einsamkeit des Dichters (z. B. in »Im hohen Hause der Stadt ...«, S. 40), auch wenn dieser festhält, »Es ist nicht gut, einsam zu sein« («Der Wind bläst ...», S. 104). Als Kontrast dazu gibt es einen Hymnus auf die reine und tiefe Liebe, in dem die Geliebte keine blutleere Symbolfigur ist, sondern als »Frau im losen Haar« dem Bad entsteigt (S. 46). Eine »Frau im Frühlingskleid«, die im Park die Schwäne füttert, gemahnt hinwiederum daran, daß der Herbst seines Lebens genauso zwingend kommen wird wie der Wechsel der Jahreszeiten in der Natur («Hinterm Schilf steh ich ...», S. 48). In »Meine Welt, die ich gebaut um mich ...« (S. 54) ist es die »Frau im grauen Rock und schwarzen Tuch«, die sich in einer »müden Hütte« an einen erkalteten Herd setzt und einem Dichter in »einsamer Not«

mit einer Patience sein Schicksal weissagt. Das ist nahe am wirklichen Leben des Dichters, der – gepeinigt von Angst- anfällen, Selbstmordgedanken und Schlaflosigkeit – von 1925 bis zu seinem Tod am 16. Februar 1938 in Berlin-Lichterfelde, wo er auf dem dortigen Parkfriedhof beerdigt wurde (Abt. 23-294), literarisch vollkommen verstummt. Am 14. 2. 1927 offenbart er in einem Brief an Elise Gies: »Ich sitze neben meiner eigenen Leiche.« Schon beim Vater und den Brüdern war Otto zur Linde auf ein Unverständnis gestoßen, das ihm später in der literarischen Öffentlichkeit begegnete, ihn in die Verzweiflung und Handlungsunfähigkeit des schweigenden »Tädiums« trieb. Rudolf Paulsen veröffentlichte bereits 1939, ein Jahr nach seinem Tod, kennzeichnenderweise einen Aufsatz über ihn mit dem Untertitel »Ein vergessener westfälischer Dichter«.

Wie vor ihm schon die Naturalisten, wie Arno Holz (1863-1929, vor allem in *Phantasia*, 1898) oder Richard Dehmel (1863-1920) macht Otto zur Linde die Großstadt zum Thema. Für ihn wächst die Stadt aus dem Land und den Wäldern hervor und wird als ödes Felsenmeer zum grausamen Gefängnis (*Park Witzleben*, S. 30), aber sie ist auch der leuchtende Strom der »tausend Stimmen« (*Festliche Illumination und langsam flutende Volksmenge*, S. 32) und der »Lichtheerzug« auf dem »Marsch der Strasse durch die dunkle Nacht« (*Nachtstraße*, S. 34). Alles Äußere, das von der Stadt zu Sehende und das aus ihrem Lärm zu Hörende, kehrt dabei zurück zum lyrischen Ich, mündet ein in die »eng umbaute« Einsamkeit des Dichters (»Im hohen Haus der Stadt ...«, S. 40). Aber dieser Dichter in der modernen Beton- und Reklamewelt ist zugleich ein Prophet ohne Volk:

Volksverlassenheit ist eine Mauer,
Die hoch auf ragt und so lang hin geht.
Volksverlassenheit ist eine Wüste,
Die durchschreiten Einsame gebeugten Haupts.

Otto Ludwigs Worte über die Shakespearschen Helden gelten auch für ihn: »Daß er doch, was er war, nicht zu sehr gewesen wäre, nicht so sehr, daß er daran untergehen mußte. Und doch, wäre er es nicht gewesen, er hätte uns nicht so wohl gefallen.«

Bibliografie

I. Das Frühwerk:

Heinrich Heine und die deutsche Romantik, Freiburg i. Br. 1899 (Buchausgabe der Dissertation)

Gedichte, Märchen und Skizzen, Dresden/Leipzig 1901

Fantoccini, Dresden/Leipzig 1902

II. Zeitschrift

Charon im Charon-Verlag Berlin-Lichterfelde 1904-1914 und 1920-1922

III. Lyrik:

a) Gesammelte Werke (alle Charon-Verlag Berlin-Lichterfelde)

I *Thule Traumland*, 1910

II *Album und Lieder der Liebe und Ehe*, 1910

III *Stadt, Vorstadt, Park, Landschaft, Meer*, 1911

IV *Charontischer Mythos*, 1913

V *Wege, Menschen und Ziele*, 1913

VI *Das Buch »Abendrot«*, 1920

VII/VIII *Lieder des Leids*, 1924

IX/X *Denken, Zeit und Zukunft*, 1925

b) außerhalb der »Gesammelten Werke«:

Die Kugel. Eine Philosophie in Versen, 1909 im Charon-Verlag (Zweite, von 64 auf 148 Seiten vermehrte Auflage im Verlag R. Piper 1923)

Die Hölle: Prosafassung des ersten Teils in der Zeitschrift *Charon*, *Charon-Nothefte: Der Kompaß*, 1920-22; die mehr als 30.000 Verse sind überwiegend unveröffentlicht

IV. Prosa:

Arno Holz und der Charon, Charon-Verlag Berlin 1911

Hans Bernhardt, Fragment eines autobiographischen Romans (3 Stücke 1909 im »Charon«, Heft 1 und 3, erschienen)

Über individuelle Kunst und die Gemeinschaft der Volksgenossen, (im *Charon* 1912-1914 erschienen)

Verstreute Essays in Zeitschriften (u. a. über Clemens Brentano, Karl Philipp Moritz, den Abenteurer und Scharlatanmediziner Gustavus Katterfeltro, über Lyrik, erotische Literatur).

Von 16 geplanten Prosabänden der *Gesammelten Werke* im Umfang von zusammen über 2000 Seiten ist nichts erschienen. Ungefähr die Hälfte der Prosatexte sind im Krieg vernichtet worden. Ein kleinerer Teil der Manuskripte wurde vom Dichter Mitte der zwanziger Jahre selbst verbrannt.

V. Herausgabe:

Karl Philipp Moritz. Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782. Berlin: Behr 1903 (= Deutsche Literaturdenkmale 126); unveränderter Nachdruck Nendeln/Liechtenstein: Kraus Reprint 1968

VI. Postume Auswahlbände:

Blätter und Briefe von Otto zur Lindes Grab, herausgegeben von Rudolf Paulsen, Querfurt 1938

Otto zur Linde *Charon*, Auswahl aus den Gedichten von Erich Bockemühl und Reinhard Piper mit einer Einführung durch Hans Hennecke, Piper Verlag München 1952

Otto zur Linde *Prosa und Gedichte*, ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Helmut F. Röttger, Aschendorff Verlag Münster 1974

Otto zur Linde *Prosa, Gedichte, Briefe*, ausgewählt mit einem Nachwort versehen von Helmut F. Röttger (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Schriftenreihe »Verschollene und Vergessene« der Klasse der Literatur), Verlag Franz Steiner Wiesbaden 1974

VII. Sekundärliteratur:

Rudolf Paulsen *Otto zur Linde. Ein Kapitel aus dem deutschen Schrifttum der Gegenwart*, Charonverlag, Berlin 1912

Festschrift Otto zur Linde / Sechzig Jahre, Halle/Saale 1933
(hg. »von seinen Freunden«, faktisch von R. Pannwitz, u. a.
Beiträge von Däubler, Pannwitz, Verwey)
Maria Sadnikar *Die Sprache Otto zur Lindes*, Dissertation
Wien 1934
Flora Juliana Fall *Die beiden großen Erneuerungsbewegungen
der deutschen Dichtung um die Jahrhundertwende: Stefan
George und Otto zur Linde*, Dissertation Wien 1935
Werner Kugel *Weltbild und Lyrik Otto zur Lindes*, Disserta-
tion Köln 1959
Helmut F. Röttger *Otto zur Linde / Die Strukturen der
Persönlichkeit und der geistigen Welt*, Wuppertal 1970 (Dis-
sertation Bonn 1967)
Carola von Edlinger *Kosmogonische und mythische Weltent-
würfe aus interdiskursiver Sicht*, Dissertation über O. zur
Linde, A. Holz und Th. Däubler, Frankfurt a. M. 2002.

Zur Textgestalt / Textnachweise

Die Eigenheiten der Orthographie Otto zur Lindes („Sopha“, „giebt“ usw.) wurden beibehalten. Lediglich „ss“ und „ß“ wurden – der alten Rechtschreibung entsprechend – vereinheitlicht. Offenkundige Druckfehler wurden beseitigt. Auf die Angabe der Seiten aus diesem Buch folgen nach dem Gleichheitszeichen die Quellen (mit römischer Zahl) und den Seiten in der Quelle.

I: Otto zur Linde *Charon*, Auswahl aus den Gedichten von Erich Bockemühl und Reinhard Piper mit einer Einführung durch Hans Hennecke, Piper Verlag München 1952
II: Otto zur Linde *Prosa, Gedichte, Briefe*, ausgewählt mit einem Nachwort versehen von Helmut F. Röttger (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Schriftenreihe „Verschollene und Vergessene“ der Klasse der Literatur), Verlag Franz Steiner Wiesbaden 1974

III: Otto zur Linde *Fantoccini*, Dresden/Leipzig 1902
IV: Carola Giedion-Welcker (Hg.) *Poètes à l' Écart*.
Anthologie der Abseitigen, Zürich 1965 (zuerst 1946)

9-10 = I, 86-87; 11 = I, 55; 12 = I, 112; 13 = I, 154-155;
14 = III, o.Sz.; 15 = III, o.Sz.; 16 = III, 69; 17 = III, 71
und III,75; 18 = III, 72 und III, 28; 19-20 = III, 73-74;
21 = III, 94; 22 = II, 90-91; 23 = 91-92; 24-25 = II, 92-
93; 26 = II, 93-94; 27-28 = II, 94-95; 29 = I, 176; 30-31
= II, 81-82; 32-33 = II, 82-83; 34 = II, 83; 35-36 = II, 84-
85; 37 = II, 85; 38 = II, 85-86; 39 = II, 86; 40 = I,54; 41-
42 = I,114; 43 = I, 105; 44 = I, 111; 45 = II, 79; 46-47 =
II, 101-102; 48-49 = I, 106-107; 50-51 = I, 101-102; 52-
53 = II, 108-109; 54 = I, 171; 55 = I, 113; 56 = II, 109;
57-59 = I, 203-205; 60 = II, 108; 61-62 = I, 132-133; 63-
64 = I, 151-152; 65-66 = I, 43-44; 67 = I, 45; 68 = I, 46-
47; 69-70 = I, 51-52; 71 = II, 111-112; 72 = I, 90; 73-75 =
I, 108-110; 76 = II, 71; 77 = 62-63; 78-79 = II, 51-52; 80
= I, 189; 81-82 = I, 198; 83-84 = I, 213-214; 85-86 =
I,215-216; 87 = IV, 65 ; 88 = I, 50; 89-90 = I, 57-58; 91
= I, 60; 92 = I, 61; 93-94 = I, 62-63; 95-96 = II, 113; 97-
98 = II, 87-88; 99 = II, 122; 100 = II, 138; 101-103 = I,
147-149; 104-105 = I, 84-85; 106 = I, 150; 107 = I, 190;
108 = I, 99; 109 = III, 95 ; 110 = III, 95; 111 = III, 97;
112-114 = II, 10-11; 115-119 = II, 13-17; 120-125 = II,
34-37; 126 = II, 153; 127-129 = II, 166-167; 130-131 =
II, 150-151; 131 = II, 147; 132 = II, 161.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davids (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58).